



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

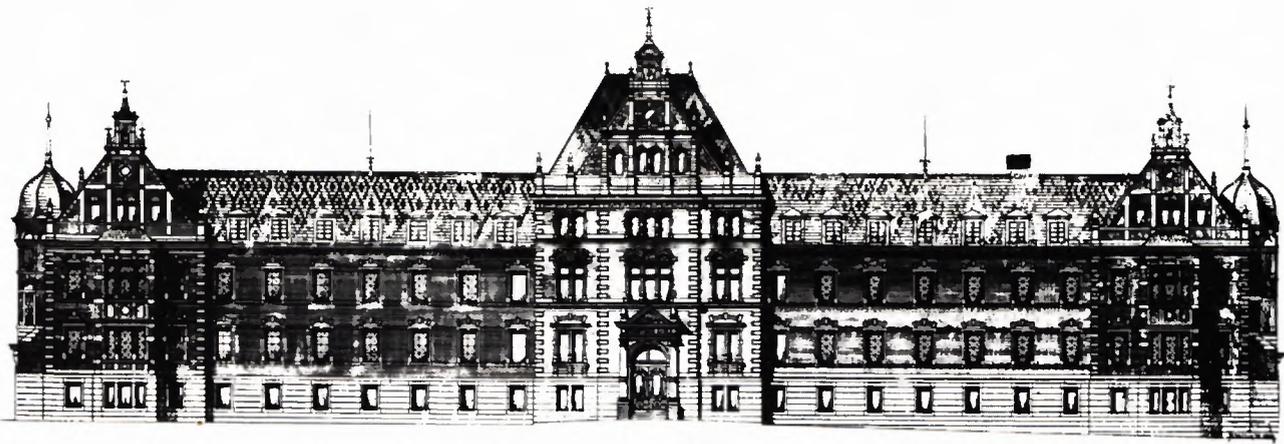
8. JAHRGANG
JÄN. - MÄRZ 1979



Inhalt

Barbara Lipps-Kant		
Die Klinik für Nerven- und Gemütskranke in Tübingen		1
Joachim Göricke		
Zur geplanten Sicherung der Ruine des Englischen Baues auf dem Heidelberger Schloß		8
Johannes Cramer		
Methoden zur Untersuchung verputzter Fachwerkhäuser		12
Dietrich Lutz		
Der Landgraben bei Heimsheim im Enzkreis oder: Ein ganz „normaler“ Fall		19
Roksanda M. Swoboda		
Die Untersuchung im Kastell Waldmössingen, Kreis Rottweil		24
Dieter Planck		
Das römische Landgut bei Lauffen		27
Abbruchkandidaten mit Zukunft (3)		
Regierungsbezirk Stuttgart		36
Norbert Bongartz		
Die Südkirche in Esslingen Rekonstruktion der ursprünglichen Farbigekeit im Kircheninneren		41
Personalien		42
Mitteilungen		43

Titelbild: Die Südkirche in Esslingen. Im Vordergrund das in seine ursprüngliche Farbfassung gebrachte Seitenschiff. Der Blick in das Mittelschiff zeigt, daß dessen warm getöntes Ziegelmauerwerk nun wieder das gewünschte farbliche Gegengewicht erhalten hat. Im Hintergrund hinter dem Altar öffnet sich die Feierkirche (vgl. Seite 41). Zum Beitrag Norbert Bongartz: Die Südkirche in Esslingen



Fassade. Zeichnung von
Albert von Bok. 1892.

HAUPT ANSICHT

TÜBINGEN PSYCHIATRISCHE KLINIK

TU-1275-10-015
v. Bok OBERBAUPLAN 1892

Barbara Lipps-Kant: Die Klinik für Nerven- und Gemütskranke in Tübingen

Hoch auf dem Föhrberg, das Ammertal dominierend, liegt jener prächtige Backsteinbau, der mit seiner reich gestalteten Dreiegbelfassade einem Ortsunkundigen leicht als Schloß erscheinen kann. Relativiert wird diese Schloßbauassoziation, auf die weiter unten noch einzugehen sein wird, durch die Tatsache, daß sich in unmittelbarer Nachbarschaft dieses stattlichen Gebäudes ähnlich anspruchsvolle, wenn auch in ihrer Erscheinung deutlich zurücktretende, Bauten befinden. Ebenfalls Kliniken und – wie die Nervenklinik – erbaut im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts oder kurz nach der Jahrhundertwende; entstanden im Zusammenhang und in der Folge des neuen Universitätsgebäudes in der sogenannten Wilhelmsvorstadt.

Detlef Lembke hat in seiner anlässlich der 500-Jahr-Feier der Tübinger Universität 1977 erschienenen Schrift „Universitätsbau in Tübingen“ die Entstehungsgeschichte aller Universitätsgebäude aufgezeigt. Es kann hier nicht auf die differenzierte Problematik der Tübinger Stadterweiterung im 19. Jahrhundert eingegangen werden, obwohl die Erbauung der Nervenklinik in diesem Zusammenhang einen besonders hohen Stellenwert besitzt.

Die zu jener Zeit dringend benötigten Klinikgebäude – die Bevölkerungszahl war auch in Tübingen seit dem 18. Jahrhundert stark angestiegen – wurden im Gewann Krummschenkel und Föhrberg, also nahe der Neuen Aula, angesiedelt. Waren das Universitätskrankenhaus (erbaut 1844/46) und die Medizinische Klinik (erbaut 1879) auf der Höhe über dem Universitätsgebäude liegend, noch axial auf diese Anlage bezogen, das heißt auf die Straße ausgerichtet, die zwischen Botanischem Institut und Universitätsgebäude verläuft, so konnte schon in der wenig später entstandenen Frauenklinik (erbaut 1890) die zuvor entwickelte städtebauliche Konzeption der rechten Winkel nicht durchgehalten werden.

Das Gewann Krummschenkel, ein Plateau mit einem der Biegung der Ammer folgenden Steilabfall nach Süden und Westen, erhielt eine Randbebauung. Dem Bau der Frauen-

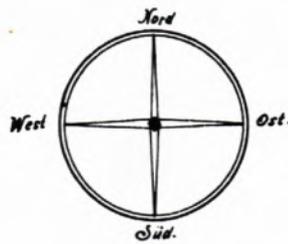
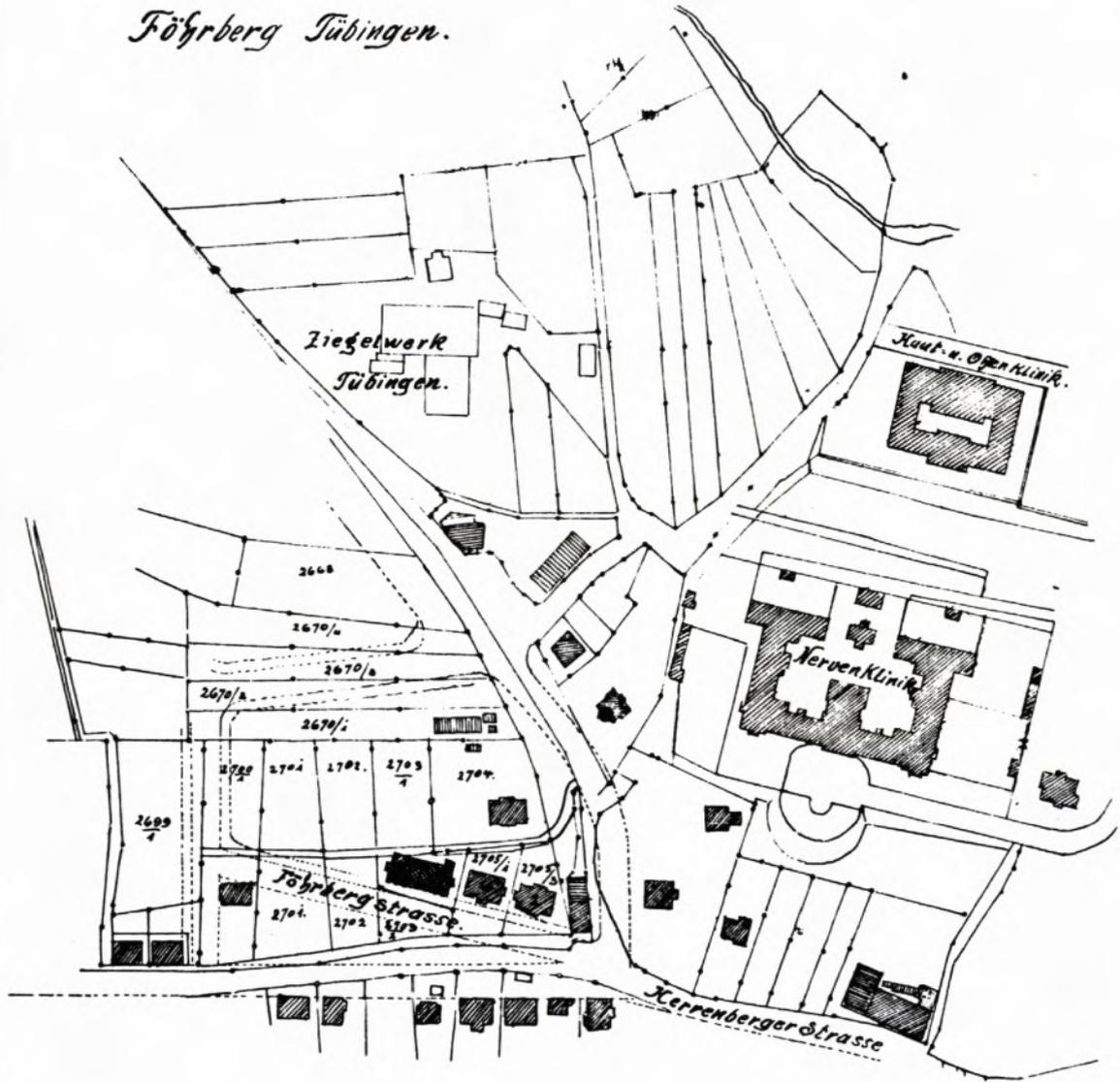
klinik – auch dies eine großzügige Anlage mit einer durch Mittelrisalit und Seitenrisalite betonten Dreiergliederung der Fassade, die auf das Tal ausgerichtet ist – schloß sich zeitlich die Erbauung der Nervenklinik an. Der Gedanke, die Nervenklinik ebenfalls im unmittelbaren Universitätsbereich im Gewann Krummschenkel anzusiedeln, wurde im Jahre 1891, als die Bauplanung endlich nach Jahrzehnten der Diskussion konkretisiert werden konnte, nicht mehr verfolgt. Statt dessen wählte man einen ein wenig abgelegeneren Platz über dem Südwesthang des Föhrbergs aus (Abbildung 2). Ausschlaggebend für die Überlegungen hinsichtlich des Standortes der Klinik war folgendes: Schon 1784 hatte Johann Gottfried Reyher für die Errichtung von Spitälern Idealvorstellungen entwickelt, die im Zusammenhang mit der zu jener Zeit oft unkontrollierbaren Verbreitung von Epidemien und Seuchen standen. Diese Erkenntnisse bestimmten auch den Krankenhausbau im 19. Jahrhundert weitgehend. Im Handbuch der Architektur/4. Teil/ 5. Halbband/2. Heft schrieb A. Funk 1891: „Der Bauplatz . . . muß eine freie Lage mit gesunder Luft haben, wo möglich auf einer mäßigen Anhöhe, mit einer freundlichen Aussicht in eine schöne Gegend, liegen, soll dem Geräusche einer Stadt entzogen und doch nicht so entfernt von einer solchen sein . . . es muß wo möglich ein fließendes Gewässer in seiner Nähe sein . . . Es soll ferner gutes Trinkwasser vorhanden und der Baugrund trocken und fest sein . . .“. Gartenanlagen wurden ebenfalls für wichtig erachtet im Hinblick auf Beruhigung und Heilung der Kranken.

Die als Dreiflügelanlage in historischer Manier als Neorenaissancebau konzipierte Klinik, mit ihrer Schauseite dem Tal, der Tübinger Unterstadt und dem Schloß zugewandt (Abbildung 1), ist ein dreigeschossiger breitgelagerter Bau mit einem reich gestalteten Mittelrisalit mit Giebelaufbau und hohem Walmdach, das die übrigen Dachflächen überragt. Die sich zu beiden Seiten rechtwinklig anschließenden Seitentrakte zeichnen sich in der Fassade als giebelbekrönte Seitenrisalite ab. Als seitlicher Abschluß der Schauseite

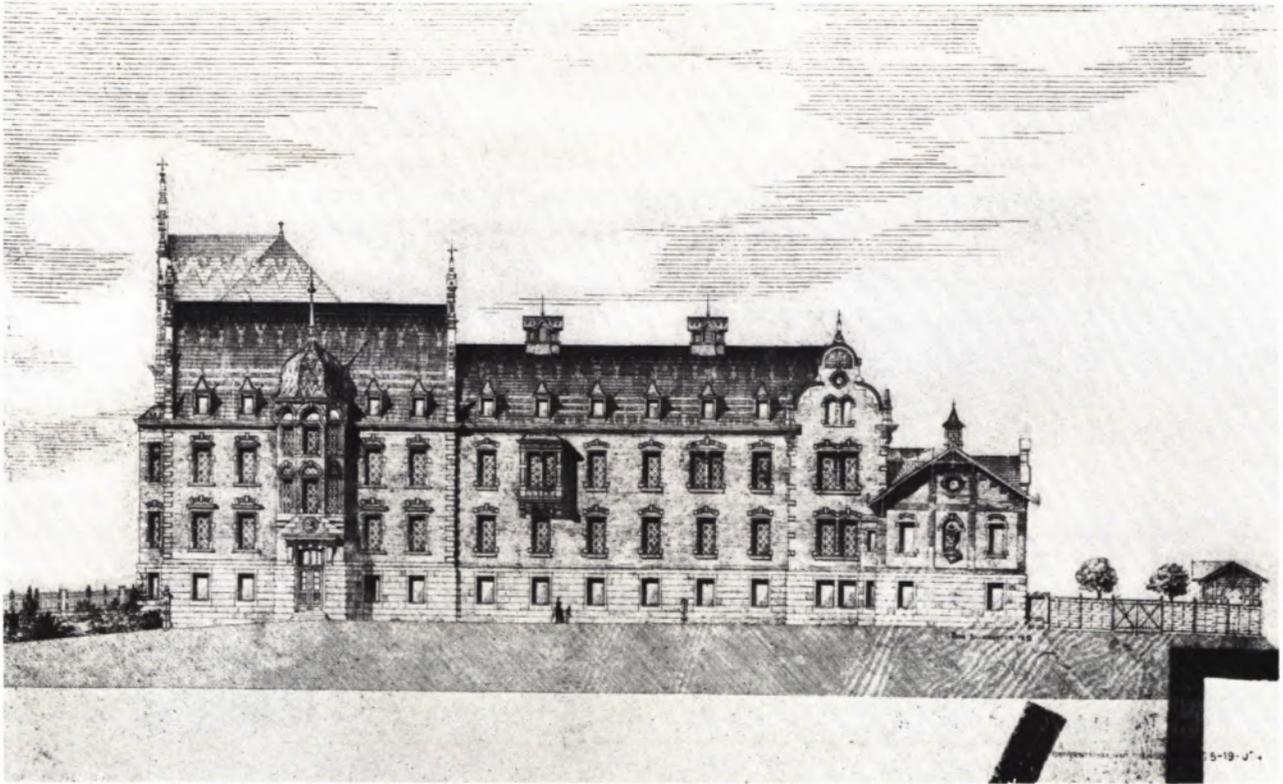
Lageplan

Kgl. Bezirksbauamt Tübingen.

Föhrberg Tübingen.



2 TÜBINGEN. LAGEPLAN FÖHRBERG. UM 1893.



3 TÜBINGEN. OSIANDERSTRASSE 24. NERVENKLINIK. Seitenansicht. Zeichnung von Albert von Bok. 1892.

jeweils links und rechts zurückgesetzt ein Treppenturm. Die Seitenansicht verdeutlicht die Staffelung der einzelnen Gebäudeteile (vgl. Abbildung 3).

Über einem massiv gemauerten Sandsteinsockel mit Queränderung erheben sich zwei Geschosse (EG, OG), die sich durch das verwendete Baumaterial – vorgeblendetes Backsteinmauerwerk – von dem rustikalen Kellergeschoß abheben, mit ihm kontrastieren. Die Plastizität der Sockelzone ist hier aufgehoben. Es wirkt die farbige Fläche. Die unterschiedlichen Materialien sind jedoch nicht streng getrennt. Vielmehr ist es in beispielhafter Weise gelungen, sie zu einer Einheit zu komponieren. Das Hauptportal mit seinem schönen Sandsteingewände – zwei Halbsäulen tragen Architrav und Dreiecksgiebel – durchbricht die Abgrenzung der Geschosse und vermittelt zwischen Unter- und Erdgeschoß. Auch im Inneren ist diese Verschleifung sichtbar. Von dem hohen Eingangsraum führt eine einläufige breite Treppe zentral zum Niveau des Erdgeschosses hinauf.

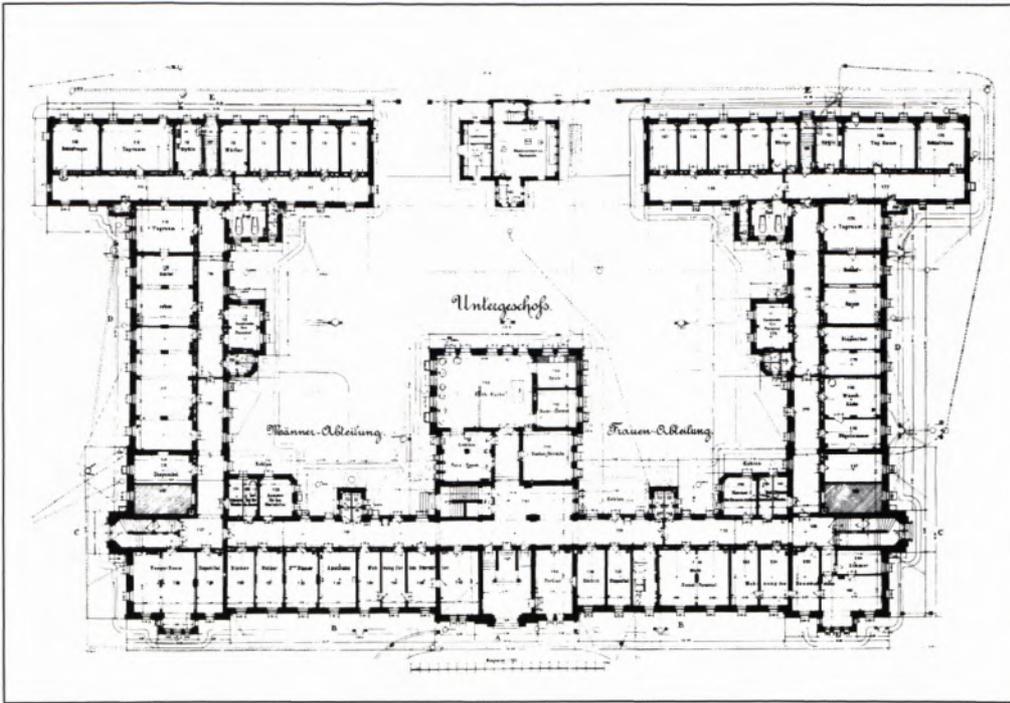
Andere, die Gegensätzlichkeit der verwendeten Baumaterialien ausgleichenden Motive sind zum Beispiel die bossierten Sandsteinquader, die als Eckbetonung alternierend in die Ziegelwände eingelassen sind. Ferner, durchlaufende Sandsteinbänder in den Giebelzonen, Sandstein in Fenstergewänden, im profilierten Gebälk – im Mittelrisalit als Konsolgebälk ausgebildet – und in den obeliskartigen Giebelbekrönungen. Auch hier wieder wie so oft in der Architektur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Baumaterial als Bedeutungsträger. Sandstein als der kostbarere Baustoff akzentuiert die architektonisch markanten Punkte wie Portal, Fenster, Giebel und Gebäudeecken. Er bestimmt gleichzeitig die Plastizität der in Backstein gemauerten Wandfläche. Die Dächer waren mit verschiedenfarbigen glasierten Bibern in rautenförmiger Anordnung gedeckt. Heute zeigen nur noch die beiden kleinen Treppentürme das ursprüngliche Bild mehrfarbiger, in geometrischen Mustern komponierter Dachziegel. Das Gebäude besticht in seiner Materialvielfalt, durch schon erwähnte Ausgewogenheit von

Farben und Formen, durch die fein ausgeführten dekorativen Elemente.

Die Anordnung der einzelnen Baukörper zueinander ist harmonisch. Zwei seitliche Flügelbauten enden jeweils in eingeschossigen vorgesetzten Quertrakten. Sie sind durch Korridore mit den im Haupttrakt liegenden Untersuchungs- und Therapieräumen verbunden. Links befindet sich die Männerabteilung, rechts die Frauenabteilung. Ein in der Mittelachse errichteter Trakt, kürzer als die Seitenflügel, dient zentralen Aufgaben. Hier sind in den einzelnen Geschossen Küche, Hörsaal und Bibliothek untergebracht. Im Obergeschoß, gegenüber der Bibliothek, liegen die Räume des Klinikdirektors (Abbildungen 4, 5, 7, 8).

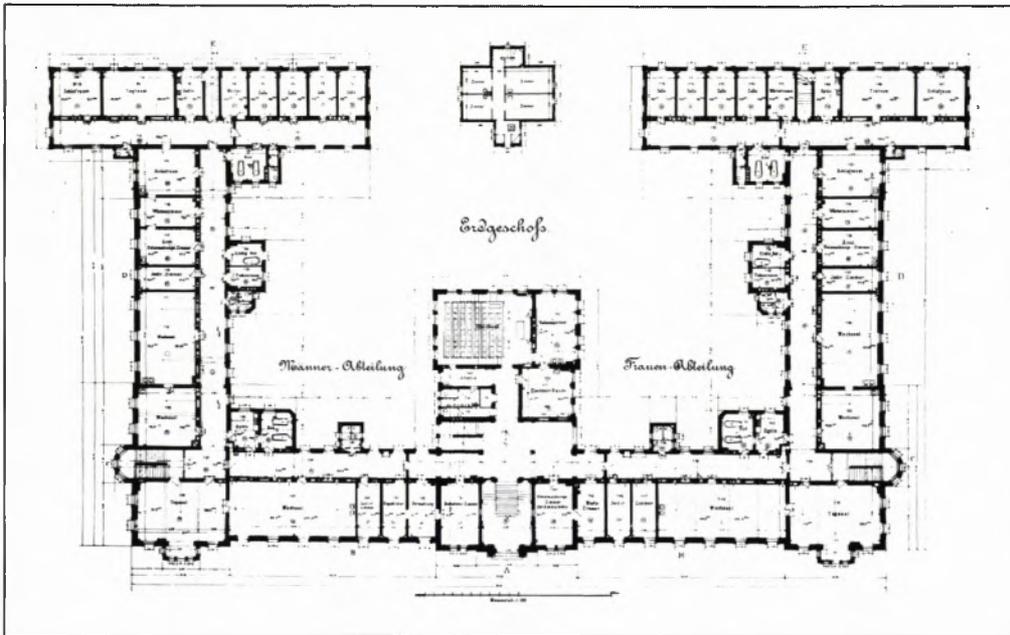
Typologisch steht die Tübinger Nervenklinik in der Tradition jener Krankenhäuser, die unter einem Dach alle Aufgaben vereinen. Albert von Bok (1825 bis 1914), der Architekt der Klinik, hatte reiche Erfahrung in der Einrichtung von „Irrenanstalten“. War er doch in Zwiefalten, Schussenried, Winental und Weißenau mit der Aufgabe betraut, in den Klostergebäuden psychiatrische Landeskrankenhäuser einzurichten oder bestehende Heil- beziehungsweise Pflegeanstalten zu erweitern. Durch die barocke Bausubstanz, die erhalten werden sollte, planerisch eingeengt, kam er hier zu Lösungen, die als Kompromisse zu werten sind. Der Bau der Tübinger Universitätsklinik stellte ihn zum ersten Mal vor die Aufgabe, eine psychiatrische Klinik frei zu entwerfen. Das Ergebnis zeigt, daß er sich dabei an dem Spitaltyp orientierte, der für das 19. Jahrhundert in Deutschland „klassisch“ ist: an dem mehrgeschossigen Flügelbau mit zur Hofseite verlegtem Korridorsystem, über das die einzelnen Zimmer – vorwiegend kleine Räume – zu erreichen sind. Innerhalb beider Abteilungen, der Frauen- und der Männerstation, finden sich in Albert von Boks Plänen die bekannten Unterteilungen in ruhige und unruhige Kranke. Auch ein Dreiklassensystem ist ablesbar.

Heute ist die Klinik nicht vollständig in der ursprünglichen Form erhalten. Erweiterungen, zum Beispiel im Dachstock



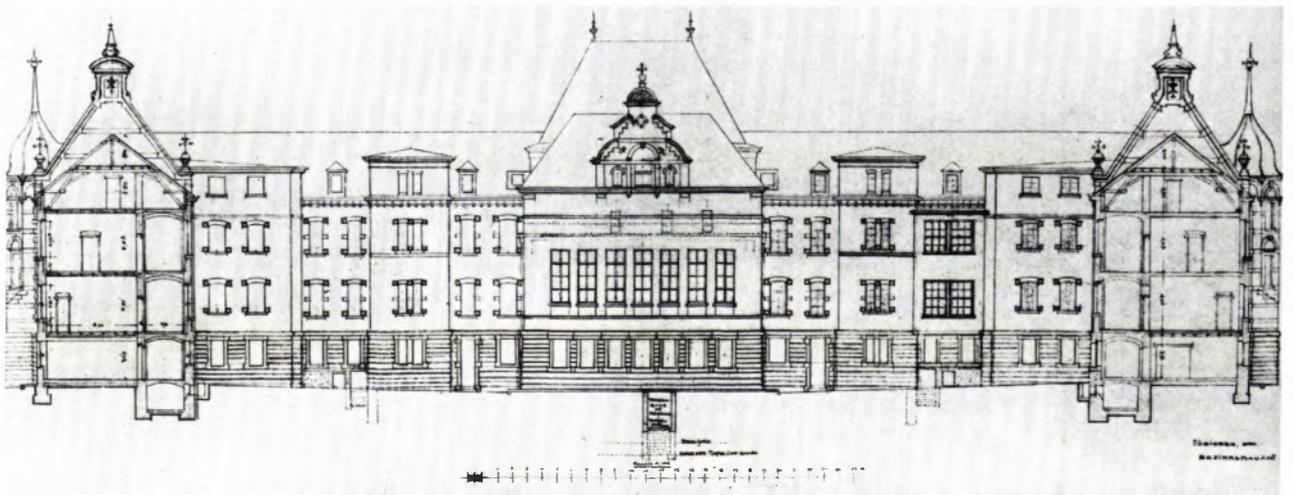
NERVENKLINIK.
Tübingen.
Osianderstraße 24.
4 UNTERGESCHOSS.
Grundriß von 1891.
5 ERDGESCHOSS.
Grundriß von 1891.
6 HOFANSICHT.
Um 1900.

4
5

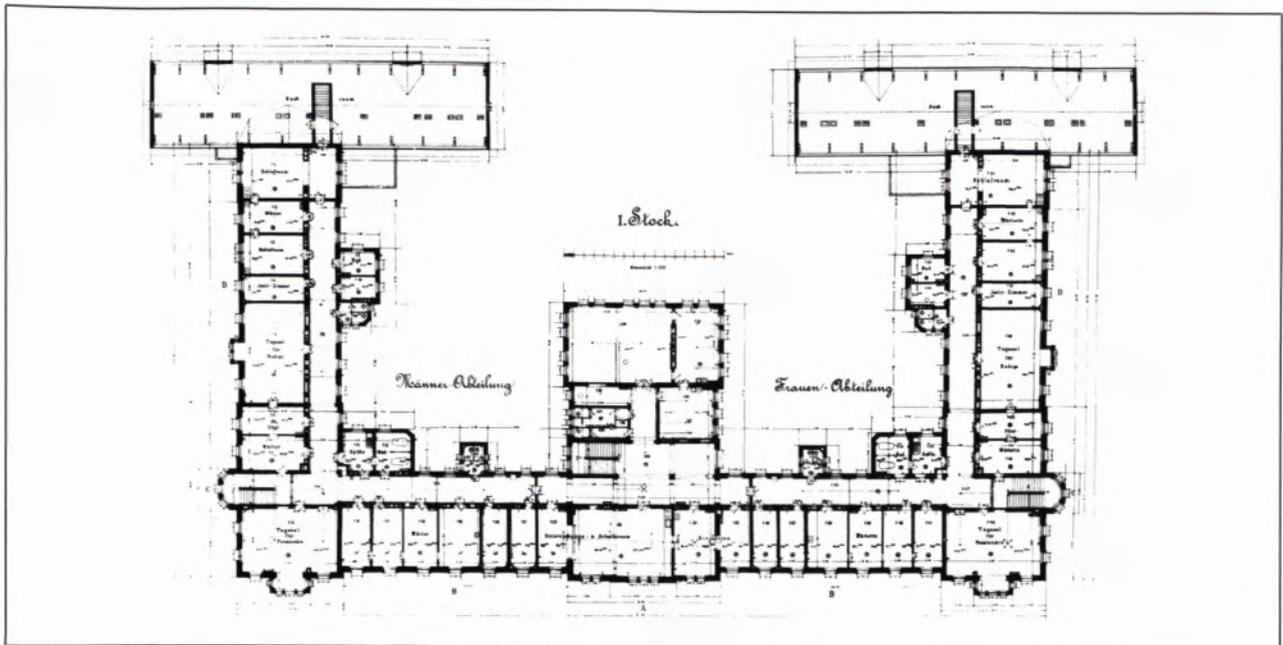


NERVENKLINIK. ▶
Tübingen.
Osianderstraße 24.
7 OBERGESCHOSS.
Grundriß von 1891.
8 DACHGESCHOSS.
Grundriß von 1891.

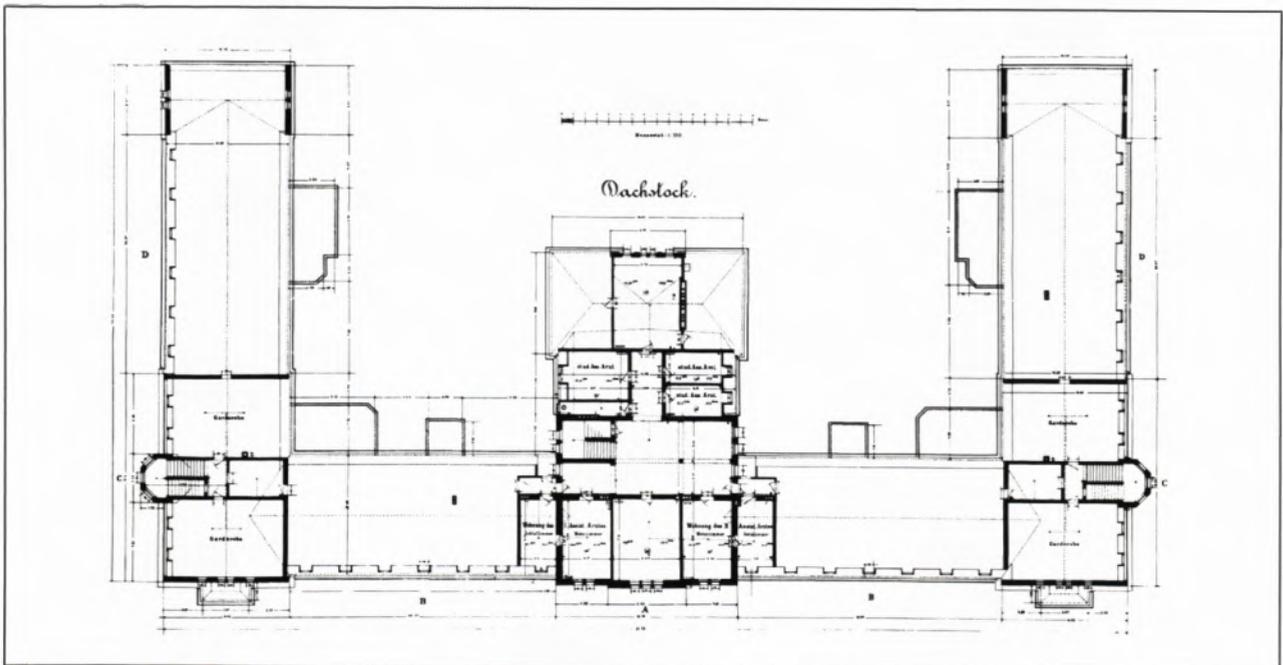
6



4



7
8



und im Untergeschoß, aber auch Anbauten waren erforderlich, um den gestiegenen Anforderungen zu entsprechen. Im Zuge der Anwendung neuer Therapien wurden auch die einzelnen Unterteilungen relativiert. Die Villa des Direktors (Abbildungen 11, 12), erbaut 1893 von A. v. Bok, durch einen Park von der Klinik getrennt, ist heute ebenfalls integriert. Sie ist Sitz der Klinikverwaltung.

Der Königliche Baudirektor Albert von Bok, dessen Leben und Werk bisher nicht die Würdigung erfahren hat, die dieser bedeutenden Künstlerpersönlichkeit zukommt, hat im Bau der Tübinger Nervenlinik eines seiner Hauptwerke hinterlassen. Die in der Tradition barocker Schloßarchitektur stehende Anlage verkörpert mehr als nur eine Universitätsklinik. Sie ist eine städtebauliche Komponente und wirkt wie ein Schloß des 19. Jahrhunderts (Abbildung 9). Beides, Funktion und Form, drücken sich in der Gestaltung der Portalzone aus (Abbildung 10). Der Reichtum der verwendeten Materialien und Schmuckmotive verweist in den

Bereich der Herrschaftsarchitektur früherer Jahrhunderte. Motive wie Eule, Aeskulap und Hahn, Sinnbilder der Weisheit, Medizin und Wissenschaft, spielen auf die Funktion des Gebäudes als Universitätsklinik an.

Konrad Lange, der Tübinger Ordinarius für Kunstgeschichte äußerte sich 1904 abfällig über den heute unter Denkmalschutz stehenden Bau. Er beklagte die reichliche Verwendung von Zierformen sowie den „bunten Materialwechsel“ als zwecklos und unkünstlerisch. D. Lembke kommentiert dies in der oben erwähnten Publikation: „Dies war keine vereinzelte Ansicht, sondern entsprach der damals allgemein gültigen Auffassung, die den Historizismus in allen seinen Spielarten als endgültig überholt betrachtete. Heute, nach siebzig Jahren, ist die Nervenlinik bereits als Kulturdenkmal unter Denkmalschutz gestellt: *tempera mutantur!*“

Vielleicht sollte an dieser Stelle eingefügt werden, daß eben dieser über die bunten Materialien empörte Kunsthistoriker Lange, der damit 1904 für den Senat der Universität endlich



9

10

9 FASSADE DER NERVENKLINIK.

10 MITTELRISSALIT DER NERVENKLINIK.

11 VILLA DES DIREKTORS. Tübingen. Osianderstraße 14.

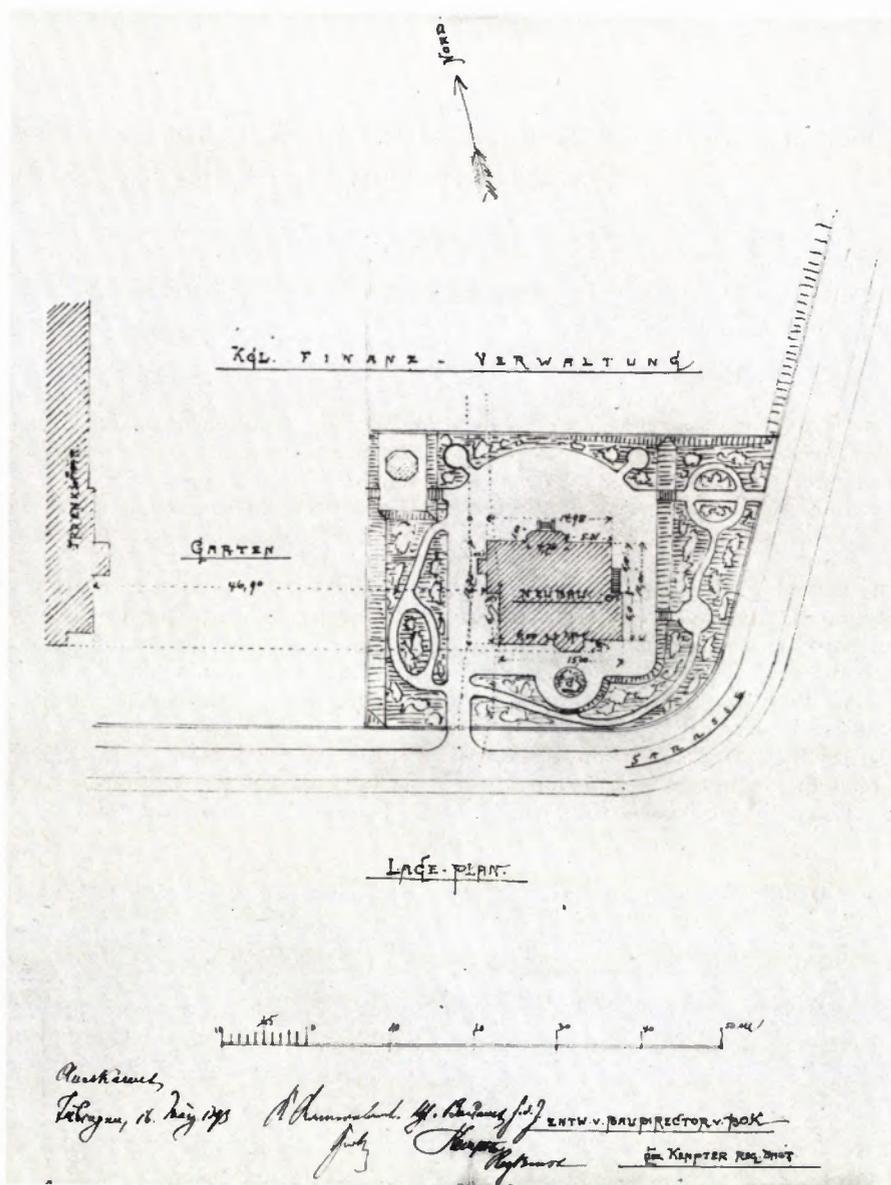


6



11

12 VILLA DES DIREKTORS.
Plan von 1893.



ein Mitspracherecht bei der Gestaltung von Universitätsgebäuden forderte, sich nur wenige Jahre zuvor 1900/01 von Bernhard Pankok eine Villa nach eigenen Vorstellungen bauen ließ, die Bossenquadermauerwerk, Ziegel, dekoratives Fachwerk und Holzverschalungen in einer Jugendstilarchitektur vereinigte. Daß das antikisierende Formenrepertoire der Neorenaissance 1904 nicht mehr in dem Maße geschätzt wurde wie noch ein Jahrzehnt zuvor, verwundert nicht. Zu viel Neues, ganz Andersartiges, war inzwischen gebaut worden! Architekten wie Peter Behrens, Henri van de Velde oder auch Theodor Fischer hatten Zeichen gesetzt.

Heute ist der Historismus als Baustil anerkannt, das 19. Jahrhundert Gegenstand der Forschung. Sachliche Gesichtspunkte haben die emotionalen Urteile verdrängt. Die Tübinger Nervenklinik ist typologisch, städtebaulich und künstlerisch ein bedeutender Bau des späten 19. Jahrhunderts – ein Kulturdenkmal von besonderer Relevanz.

Literatur:

Josef Durm (Hg): Handbuch der Architektur, 4. Teil, 5. Halbband, 2. Heft. Darmstadt 1891. (Mit reichen Literaturangaben.)

Dieter Jetter: Geschichte des Hospitals. Band 1. Westdeutschland von den Anfängen bis 1850. Wiesbaden 1966.

Ders.: Geschichte des Hospitals. Band 2. Zur Typologie des Irrenhauses in Frankreich und Deutschland 1780–1840. 1971.

Nikolaus Pevsner: A History of Building Types. Princeton N. J. 1976.

Axel Hinrich Murken: Die Architektur des Krankenhauses im 19. Jahrhundert. In: Ludwig Grote (Hg). Die deutsche Stadt im 19. Jahrhundert. München 1977.

Detlef Lembke: Universitätsbau in Tübingen. Tübingen 1977.

Karl Weller, Viktor Ernst: Württembergischer Nekrolog für das Jahr 1914. Stuttgart 1917.

Barbara Lipps-Kant: Das ehemalige katholische Schullehrerseminargebäude in Saulgau – Bauform und Bautyp. In: Festschrift zur Hundertjahrfeier der Gründung des Lehrerseminars in Saulgau. Saulgau 1977.

Dr. Barbara Lipps-Kant
Im Winkelrain 9
7400 Tübingen

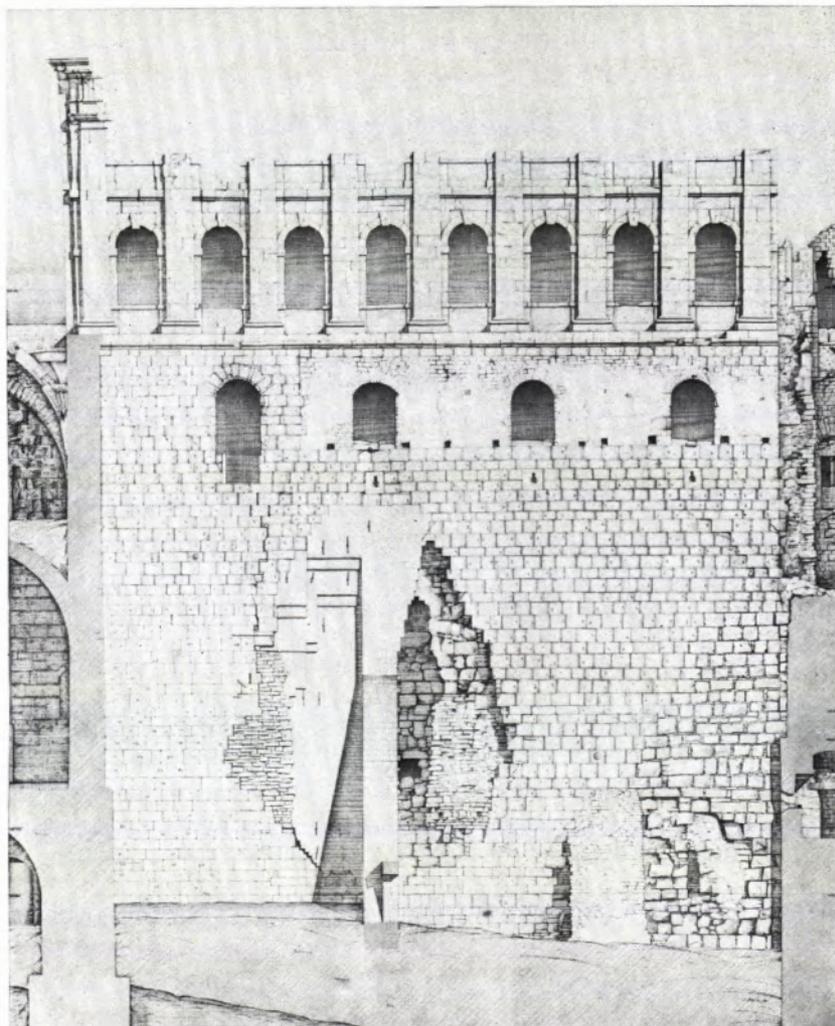
Joachim Göricke: Zur geplanten Sicherung der Ruine des Englischen Baues auf dem Heidelberger Schloß

Eine Schloßanlage vom Umfang des Heidelberger Schlosses bedarf ständiger aufwendiger Pflege und unsichtiger Entscheidungen in denkmalpflegerischer Hinsicht. Nach Abstimmung mit der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes werden jetzt durch das Staatliche Hochbauamt Ruinensicherungsarbeiten am Englischen Bau des Schlosses ausgeführt, über die der Leiter der Außenstelle Heidelberg des Staatlichen Hochbauamtes Mannheim, Dr. Joachim Göricke, im Folgenden berichtet.

Die Sicherung des Baues und seine Zugänglichkeit sind seit Jahren erklärtes Ziel der Bauverwaltung. Herabstürzende Steinbrocken haben einen geregelten Führungsbetrieb in der letzten Zeit behindert. Zudem hat die Neigung des Ostgiebels Probleme der Standsicherheit dieses Teiles der Ruine aufgeworfen.

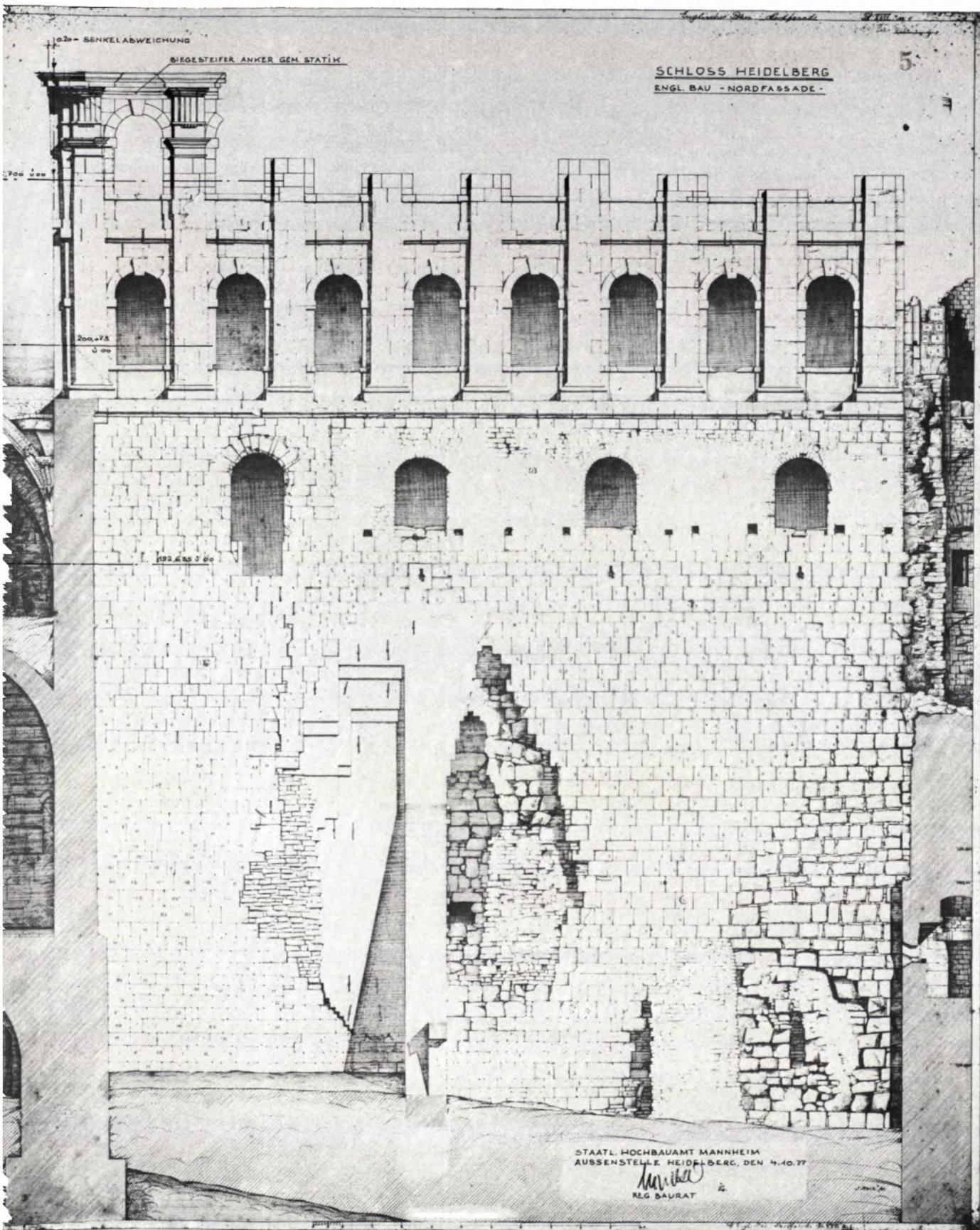
Der Englische Bau ist neben den beiden Repräsentationsbauten Friedrichsbau und Ottheinrichsbau in der Literatur zur Baugeschichte immer etwas untergeordnet behandelt

worden. Dabei ist seine Rolle innerhalb der baulichen Entwicklung des Schlosses nicht unwichtig: Betrachtet man den Ottheinrichsbau, dessen Fassade in ihrer Wirkung ganz auf den Schloßhof ausgerichtet ist, so erkennt man im Friedrichsbau, der bereits eine betonte Stadtfassade aufweist, das Zwischenstück zum Englischen Bau, der schließlich eine besonders ausgeprägte Stadtfassade besitzt, die in ihrer Reichhaltigkeit der Gestaltung über die Gartenfassade hinausreicht.



1 ENGLISCHER BAU. Die Stadt-(Nord-)Seite nach der Bauaufnahme von F. Koch und F. Seitz ca. 1890.

Auf dem ehemaligen Nordwall, an dem die Sprengwunden von 1689 und 1693 gut zu erkennen sind, sitzt der vor 1613 errichtete sogenannte Englische Bau. Sein Architekt ist vermutlich I. Jones.



2 DARSTELLUNG DER GEPLANTEN SICHERUNGSMASSNAHMEN, ERGÄNZUNG DER GROSSORDNUNG. Die Sicherung des ca. 20 cm nach Osten überhängenden Giebels des Englischen Baus erfolgt durch Wiedererrichtung des ersten östlichen Joches der Großordnung. Ein biegesteifer Stahlrahmen verbindet den Giebel mit dem ersten Joch der Nordfassade (vgl. Abbildung 1).

Die Entwicklung des Schlosses von der mittelalterlichen Burg zum repräsentativen Fürstensitz ist damit ebenso baulich dokumentiert, wie die jeweiligen zeitgenössischen Vorstellungen hinsichtlich der Formen fürstlicher Repräsentation.

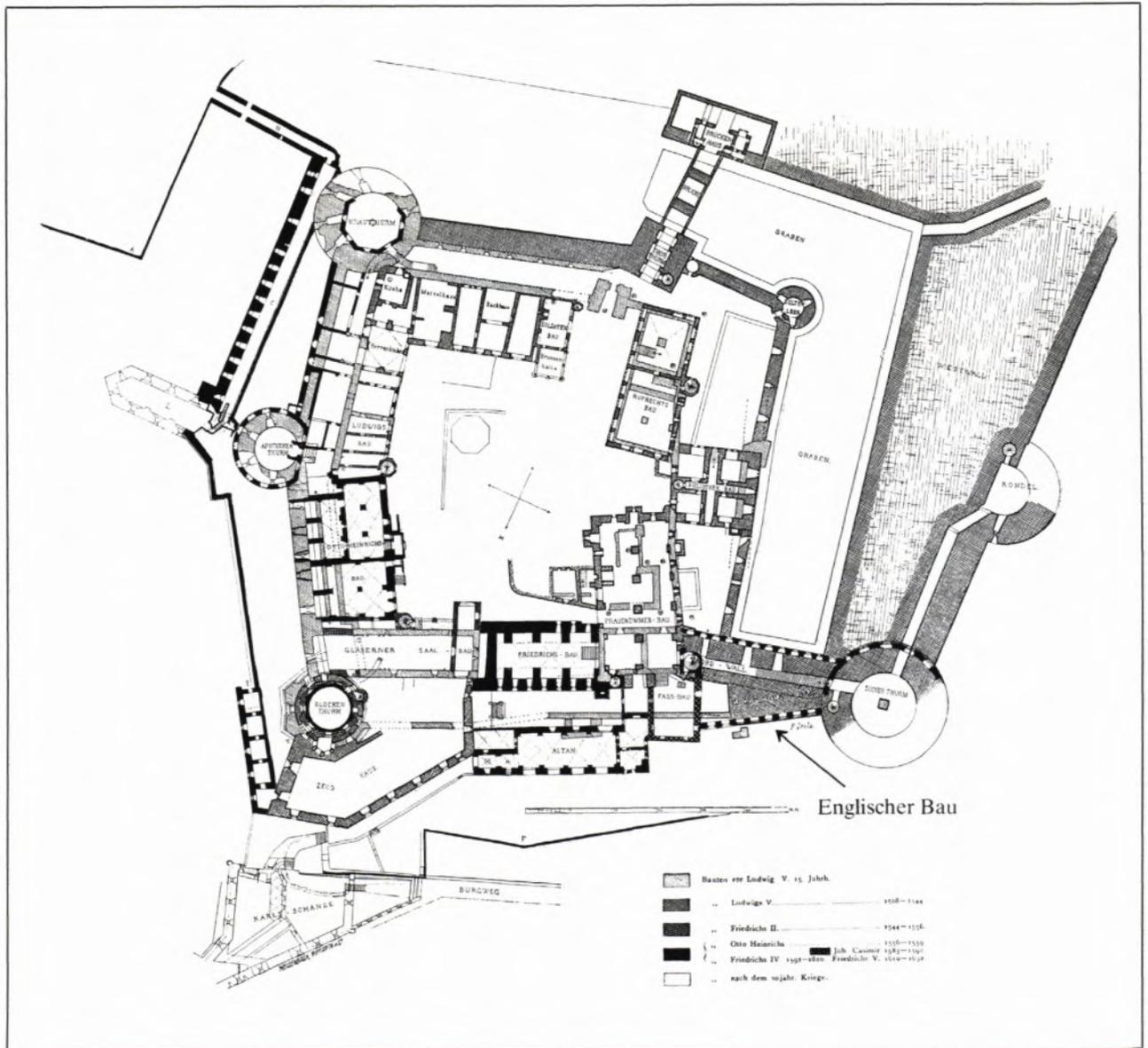
Obwohl zeitlich am Ende der baulichen Entwicklung des Schlosses stehend, ist die Bedeutung des Englischen Baues für die Architekturentwicklung Süddeutschlands bisher kaum ausreichend gewürdigt und dargestellt worden. Allerdings läßt sein ruinöser Zustand für den wenig geschulten Betrachter kaum jene Noblesse und Eleganz ahnen, die diesen Bau einmal ausgezeichnet haben.

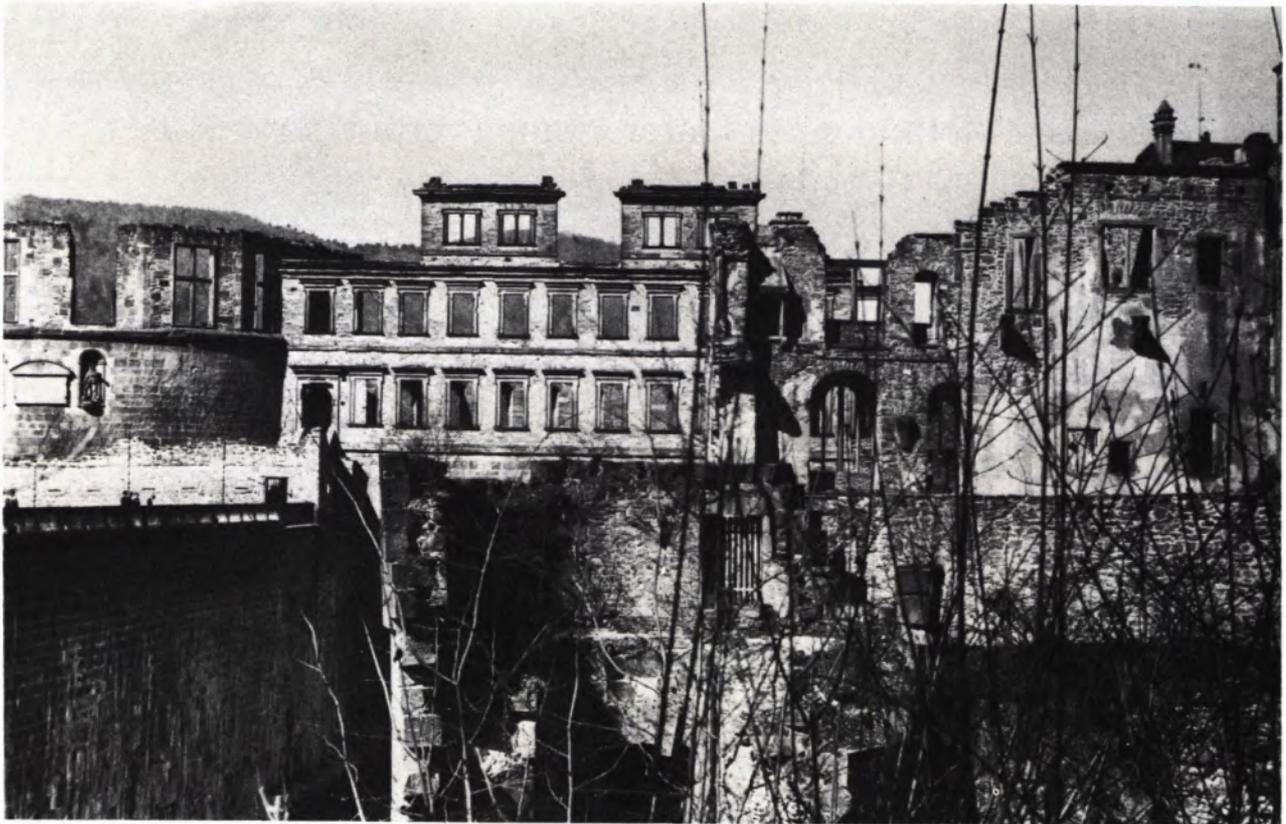
Der Bau ist in Mischmauertechnik ausgeführt worden. Sandstein für die Stadtfassade und die Architekturteile und geputztes Bruchsteinmauerwerk für die Gartenseite charakterisieren sein Erscheinungsbild. Er ist zwischen 1612 und 1613 in recht großer Eile auf dem alten Nordwall errichtet worden.

Allgemein wird angenommen, daß Inigo Jones (1572 bis 1651) der Architekt des Gebäudes ist. Dafür sprechen stilkritische Vergleiche und gesellschaftliche Verbindungen.

Die ehemals imponierende Großordnung der Stadtfassade ist ohne das Vorbild des Andrea Palladio (1508 bis 1580) nicht denkbar. Jones war glühender Verehrer Palladios. Im Gefolge des jungen Fürstenpaares – Friedrich V., der spätere Winterkönig und seine eben angetraute Gemahlin Elisabeth aus dem Hause Stuart – kam Jones im Juni 1613 für eine Woche nach Heidelberg. Mit dem zweiten Earl of Arundel, Thomas Howard, reiste er anschließend über Basel nach Mailand weiter, von dort über Parma nach Venedig. Daraus kann geschlossen werden, daß Jones die Pläne zum Neubau vorab nach Heidelberg gesandt hatte. Das gilt mit großer Wahrscheinlichkeit auch für das sogenannte Elisabeth-Portal im südlich vorgelagerten Gartenteil des Schlosses, dem Stückgarten. Ob Bau und Portal ganz nach seinen Vorstellungen errichtet wurden, läßt sich mangels Unterlagen nicht feststellen. Persönliche Verbindungen zum englischen Königshaus sind ein weiteres Indiz für die Annahme, daß Jones der Architekt des Gebäudes war. Wie der fast gleichaltrige Salomon de Caus (1576 bis 1626), dessen Neffe Isaak später im Atelier Jones' arbeitete, hatte auch er selbst als Aufseher der königlichen Bauten (seit 1615) engsten persönlichen Kontakt zum Königshaus.

3 GRUNDRISS DES HEIDELBERGER SCHLOSSES nach der Bauaufnahme von Koch und Seitz ca. 1890. Darstellung der wichtigsten Baupochen. Der zwischen Faß-Bau und Dickem Turm eingespannte Englische Bau ist an seinem charakteristischen Grundriß zu erkennen.





4 GARTENSEITE DES ENGLISCHEN BAUES.

Der Englische Bau nimmt neben anderen Bauten Jones' eine gewisse Sonderstellung ein: Die Fenster des Obergeschosses – nur in einer Rekonstruktion sichtbar – durchstoßen mit ihren Rundbögen zwischen der Großordnung den darüber liegenden Architrav. Diese außerordentlich freie Handhabung des antiken Formenkanons ist bemerkenswert. Zwar hatte auch Palladio an der Loggia del Capitaniato in Vicenza ein ähnliches Motiv gebraucht, allerdings mit waagrechttem Fensterabschluß und dadurch weniger markierend. Jones' spätere Bauten (zum Beispiel Prince Lodging Newmarket, 1621; Banqueting House Whitehall, 1622; Queens Chapel St. James, 1625 etc.) variieren immer wieder Motive Palladios, insbesondere die Großordnung; niemals jedoch ist eine so gravierende Abwandlung oder Reduzierung des Architravs zu beobachten.

Die statische Sicherung der Ruine wird bei den kommenden Arbeiten im Vordergrund stehen. Der Vorschlag des Bauamtes, den Ostgiebel durch Anbinden an einen zweiten noch zu errichtenden Pfeiler des ersten Joches der ehemaligen Großordnung der Stadtfassade zu sichern, hat die all-

gemeine Zustimmung aller beteiligten Gremien gefunden. Neben der Sicherung wird damit zugleich eine wichtige dokumentarische Absicht verwirklicht, von der anzunehmen ist, daß mit ihr im Bewußtsein der Betrachter die ursprüngliche Gestalt und die baugeschichtliche Bedeutung der Ruine wieder stärker zur Geltung kommen wird.

Daneben werden die Sicherung der Mauerkronen, die Auswechslung schadhafter Architekturteile und der Schutz vor eindringendem Regenwasser einen wesentlichen Anteil der aufzuwendenden Reparaturkosten ausmachen. Eine neue Decke über der unter dem Englischen Bau liegenden Königsalküche wird den Besuchern die bisher nicht gekannte Gelegenheit eröffnen, aus den Erdgeschoßfenstern der Ruine einen großartigen Blick auf die Heidelberger Altstadt zu gewinnen.

*Dr. Joachim Göricke
Staatliches Hochbauamt Mannheim
Außenstelle Heidelberg
Sofienstraße 21
6900 Heidelberg 1*

Johannes Cramer: Methoden zur Untersuchung verputzter Fachwerkhäuser

Im Rahmen der technischen Verfahren, die Dipl.-Ing. Johannes Cramer von der TH Darmstadt hier vorstellt, besitzt die thermographische Methode aus der Sicht der Denkmalpflege einige wesentliche Vorzüge. Sie ermöglicht, bevor überhaupt Hand an einen sichtfachwerk-verdächtigen Bau gelegt wird, die erste Aufgabe: die Untersuchung des Objektes, zeitsparend, gründlich und vor allem ohne Zerstörungen. Handelt es sich bei dem geprüften Gebäude um ein Kulturdenkmal, muß grundsätzlich von dem ausgegangen werden, was das Bauwerk in allen seinen Schichten aussagt. Danach erst läßt sich ein Konzept für weitere Maßnahmen erarbeiten. In allen seinen Schichten bedeutet, daß auch der im Zuge einer Fachwerkfremlegung abzuschlagende Putz nicht ohne vorherige genaue Untersuchung abgenommen werden darf, da er in seiner Struktur und Farbigkeit unwiederbringliche historisch wertvolle Angaben enthalten könnte. Oft hat sich von einem ursprünglichen Sichtfachwerk der alte Felderputz erhalten. Er vermag nur dann eine der Grundlagen für die sachgerechte Instandsetzung des Baus zu liefern, wenn der darüberliegende Putz sehr vorsichtig entfernt wurde. Der nächste Schritt, den ein verputzter Fachwerkbau fordert, ist: Nachdenken über die Untersuchungsergebnisse. Hier unterliefen wohl bisher die gravierendsten Fehler. Denn nicht jedes Fachwerk eignet sich zur Freilegung. Der Ansicht, daß sichtbares Fachwerk in jedem Fall wertvoller sei als die Putzhaut, Verschieferung oder Verschindelung eines Hauses, muß grundsätzlich widersprochen werden. An vielen Fachwerkhäusern ist durch einen späteren Eingriff, wie zum Beispiel die Vergrößerung der Fenster oder eine teilweise Ausbesserung, die ursprüngliche Fachwerkteilung so stark verändert worden, daß eine Freilegung große Probleme aufwirft. Bestimmte historische Epochen haben Holz als billigeren Baustoff gewählt und das Fachwerk nur funktional und ohne Schmuckformen ausgebildet, dem Gebäude aber mit dem gegliederten und farbig gefaßten Verputz das Aussehen eines Massivbaus gegeben. Soll diese historische Schicht innerhalb der Hauslandschaft zugunsten des derzeit favorisierten Sichtfachwerks beseitigt werden?

In den letzten Jahren hat sich das Interesse einer breiten Öffentlichkeit wieder verstärkt Fragen der Stadterhaltung und vor allem der Stadtgestaltung zugewandt. Die Aufmerksamkeit gilt nicht länger nur den monumentalen Großbauten, sondern genauso auch Straßen- und Platzräumen. Man hat eingesehen, daß auch eine Vielzahl weniger bedeutender Einzelbauten zusammengenommen der Pflege und Erhaltung wert ist, weil jedes dieser Häuser einen wichtigen Bestandteil unserer Umwelt bildet. Dadurch fiel das Augenmerk auch wieder auf die Bürgerhäuser. Im Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg aus dem Jahre 1971 ist dieser Gedanke in § 2 III festgeschrieben (vgl. § 12 und 15 III für Umgebungsschutz und § 19 für Gesamtanlagen). Es ist deutlich, daß man den „wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Wert“ eines Hauses, wie das Denkmalschutzgesetz definiert, erst dann sicher beurteilen kann, wenn man die Bausubstanz genau kennt. Gleiches gilt selbstverständlich auch für Häuser, die nicht unter Denkmalschutz stehen, deren Erhaltung aber auch nicht weniger wichtig ist. Da ein großer Teil der Bürgerhäuser in den Altstädten Baden-Württembergs aus verputzten Fachwerkhäusern besteht, ist es hier oft besonders schwierig, den Wert eines Hauses richtig einzuschätzen. In manchen Orten sind fast alle Häuser verputzt. In anderen Städten, wie zum Beispiel Tübingen oder Ulm, ist das Fachwerk bei einigen Häusern freigelegt. Das Nebeneinander von freigelegten und verputzten Fassaden scheint jedoch eher zufällig entstanden zu sein. Eine Gestaltungsplanung, die ihre Zielsetzung an der dekorativen Qualität des tatsächlich vorhandenen Fachwerks orientiert, ist bisher nur selten zu finden. Diese Entwicklung ist aufgrund der bis vor einigen Jahren zur Verfügung stehenden Planungs- und Untersuchungsmethoden auch durchaus verständlich: Entscheidungen zur Fassadengestaltung von Fachwerkhäusern wurden gewöhnlich

im Zusammenhang mit Umbaumaßnahmen beiläufig und oft ohne Rücksicht auf die Nachbarhäuser getroffen, deren Fachwerkqualität ohnehin selten genug bekannt war.

Seitdem nun in vielen Städten die Sanierungsvorhaben nach dem Städtebauförderungsgesetz in die Phase der baulichen Realisierung übergehen, nachdem das Denkmalschutzjahr 1975 ein wacheres Interesse für die Fragen der Stadterhaltung und Stadtgestaltung geweckt hat, begannen zahlreiche Hausbesitzer – oft sogar in privater Initiative – den Putz von ihren Fachwerkhäusern abzuschlagen. Viele Städte bestärkten durch Fassadenwettbewerbe diese Bemühungen. Bei diesen spontanen Freilegungen kamen immer wieder schöne, reich verzierte und mit dekorativem Wandaufbau versehene Häuser zum Vorschein. Diese geglückten Beispiele der Stadtverschönerung regten wieder andere an, auch ihr Haus freizulegen, wobei manche Enttäuschung über ein einfaches und konstruktives oder gar durch Umbauten weitgehend zerstörtes Fachwerk nicht ausblieb. Oft genug blieb keine andere Wahl, als das mit Mühe und hohen Kosten freigelegte Fachwerk wieder zu verputzen. Um solche Fehlschläge zu vermeiden, kann man versuchen, sich vor dem Abschlagen des Putzes Klarheit über den verborgenen Wandaufbau zu verschaffen. Hierzu kann man sich unterschiedlicher Methoden bedienen.

Herkömmliche Methoden

Weniger aufwendig als die Entfernung des gesamten Außenputzes ist die Öffnung einzelner, wichtiger Stellen der Fassade, die zusammengenommen eine Rekonstruktion des Wandaufbaus ermöglichen. Eine solche „Durchlöcherung“ der Fassade birgt jedoch erhebliche Nachteile. Gleich dem Vorgehen beim vollständigen Entfernen des Außenputzes muß die gesamte Fassade eingerüstet werden. Die Arbeiten



1
2a

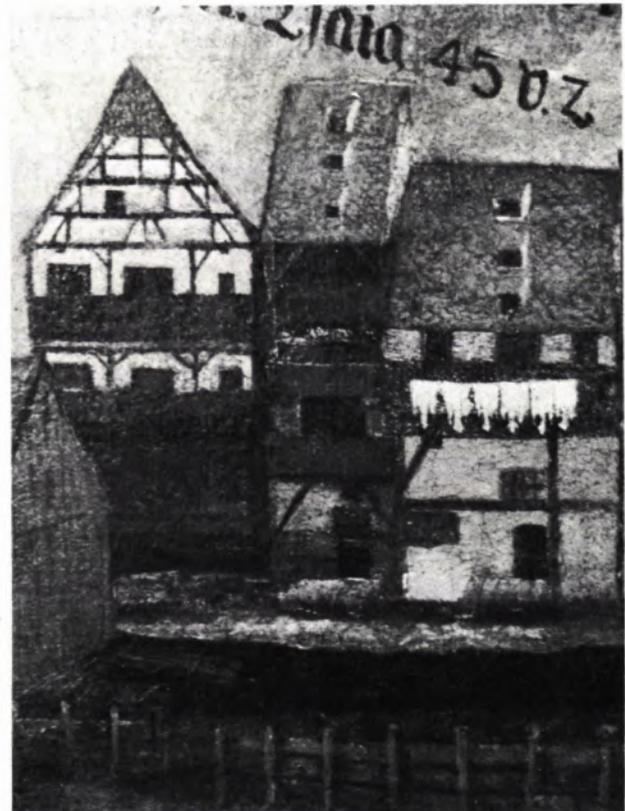


verursachen ferner Staub und Schmutz, der Passanten und Bewohner belästigt und dessen Abtransport ebenso wie der Gerüstbau erhebliche Kosten und Aufwand erfordert. Letztlich bleibt das Gebäude nach der Untersuchung in einem teilweise zerstörten und verwahrlost wirkenden Zustand zurück, der weitere Zerstörungen vor allem dann provoziert, wenn das Gebäude nicht mehr bewohnt ist und sich die an die Untersuchung anschließenden Planungen – wie gewöhnlich – in die Länge ziehen (Abbildung 1).

Will man den Außenputz nicht beschädigen, kann man zunächst versuchen, auf alten Abbildungen eine Darstellung des unverputzten Fachwerks ausfindig zu machen. In alten Stadtansichten kann man gelegentlich Hinweise auf das Aussehen von heute verputztem Fachwerk finden (Abbildungen 2a und 2b). Allerdings ist nie sicher, wie detailgetreu die alte Darstellung ist, deren Ziel ja kaum das Portrait eines einzelnen Hauses gewesen sein dürfte. Verlässlicher dürften hier Fotografien sein. Die umfangreichen Fotosammlungen zahlreicher Städte geben in Einzelfällen Auskunft, wie das unter Putz liegende Fachwerk aussieht; besonders dann, wenn Baustellenfotos zur Verfügung stehen. Einzelne Bilder dieser Art sind auch bei den Hausbesitzern zu vermuten. Da der größte Teil der Häuser jedoch spätestens seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aufgrund von Bauvorschriften verputzt worden ist, bieten die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts aufkommenden Fotos nur beschränkte Erfolgsaussichten. Problematisch bleibt bei dem Vergleich mit alten Abbildungen und Fotografien, daß der Baubestand seit dem Entste-

1 VERPUTZTES FACHWERKHAUS IN ULM nach Beendigung der Fassadenuntersuchung. In diesem Zustand blieb das Gebäude längere Zeit stehen, bis es 1976 saniert wurde.

2a und 2b FACHWERKHAUS IN ULM. Links: Heutiger Zustand. Unten: Ausschnitt aus einem Bild von 1747. Die Darstellung des Fachwerks im Haus ganz links weicht deutlich von dem noch heute unter der Verkleidung vorhandenen Fachwerk des 16. Jahrhunderts ab. Einzelne Hölzer fehlen ganz, andere sind entgegen der Wirklichkeit unterbrochen dargestellt. 2b



hen des Bildes durch Umbauten verändert worden sein kann. Man ist also hier vor unliebsamen Überraschungen nicht sicher.

In einigen seltenen Fällen schlägt der gegenwärtig tatsächlich vorhandene Fachwerkbestand von selbst auf die Fassadenoberfläche durch. Aufgrund unterschiedlicher Feuchtigkeitsaufnahme können sich die Fachwerkbalken bei dünnem Außenputz dunkel abzeichnen. Man kann diesen Vorgang auch absichtlich in Gang setzen, indem man an heißen Tagen im Sommer die Fassade mit Wasser besprüht. Auch so erscheint durch unterschiedliche Verdunstung das Fachwerk auf dem Putz. In Heppenheim an der Bergstraße kam man in einer Selbsthilfeaktion so zu brauchbaren Ergebnissen; in Tübingen übernahm früher sogar die Feuerwehr das Abspritzen der Fassaden. Nachteilig ist, daß für eine derartige Aktion in der Regel die Straße gesperrt werden muß und daß sich auch sonst erhebliche Beeinträchtigungen neben großem Aufwand ergeben. Bei dickerem Putz stellt sich der Erfolg außerdem nicht ein.

Thermografische Untersuchung

Die thermografische Untersuchung verputzter Fachwerkhäuser bietet die Möglichkeit, den tatsächlich unter dem Putz vorhandenen Wandaufbau mit allen Störungen, Änderungen und Dekorationen ohne Beeinträchtigung von Bewohnern und Passanten und ohne großangelegte Vorbereitungen verlässlich darzustellen. Vorteilhaft ist auch, daß die Untersuchung vom öffentlichen Straßenraum aus durchgeführt werden kann.

Die Untersuchungsmethode beruht – wie die zuletzt genannten Verfahren – auf dem unterschiedlichen Temperaturver-

3 DIE THERMOVISIONSKAMERA besteht aus einem Aufnahmeobjektiv, der einer Filmkamera ähnlich sieht, und einem Wiederbeleggerät. Hier im Einsatz in Ladenburg vor dem Neunheller Hof.



halten der in der Fachwerkwand benutzten Materialien. Holz hat bekanntlich einen hohen Wärmedämmwert, speichert Wärme aber schlecht. Die gewöhnlich zur Ausfachung eines Fachwerks benutzten Baustoffe Ziegel, Lehm und Bruchstein verhalten sich genau umgekehrt; sie haben ein vergleichsweise höheres Wärmespeichervermögen, dämmen aber schlechter als Holz. Daraus folgt, daß in einer Fachwerkwand je nach Baustoff stets unterschiedliche Temperaturverhältnisse herrschen. Unter extremen Witterungsbedingungen werden die Temperaturunterschiede in der Wand gerade so groß, daß sie sich auch auf die Oberfläche des Außenputzes fortsetzen. Über dem Fachwerkskelett einerseits und den Ausfachungen andererseits bilden sich Temperaturdifferenzen zwischen 0,5°C und 5°C aus. Diese Oberflächentemperaturen lassen sich mit Hilfe einer hochempfindlichen Thermovisionkamera aufzeichnen. Das Gerät (Abbildung 3) erfährt auf elektronischem Weg die Oberflächentemperatur und wandelt sie in ein schwarzweißes Verteilungsbild um, das auf einem kleinen Monitor erscheint. Dieses Meßergebnis kann durch eine Sofortbildkamera festgehalten werden. Da die gesamte Anlage mit Batteriestrom gespeist wird und bei 15 kg Gewicht auch für eine Person noch transportierbar ist, kann sie ohne organisatorische Vorbereitungen überall eingesetzt werden.

Die einzige Voraussetzung für den Erfolg der Untersuchung sind extreme Temperaturverhältnisse, die zur Ausbildung ausreichender Temperaturdifferenzen auf der Wandoberfläche führen. Die besten Ergebnisse lassen sich im Hochsommer erzielen, wenn die Gebäude durch Sonneneinstrahlung oder Luftzirkulation stark aufgeheizt werden. Je nach Beschaffenheit des Außenputzes zeichnen sich dann sämtliche Holzteile hell und recht scharf begrenzt gegen die Ausfachungen ab (Abbildungen 4 bis 8). Auch im Winter ist es möglich, erfolgreiche Untersuchungen durchzuführen. Voraussetzung ist allerdings, daß die Räume hinter der untersuchten Fassade ausreichend beheizt sind, so daß ein starkes Temperaturgefälle vom geheizten Innenraum zur kalten Umgebung entstehen kann. Daß Fassadenbereiche, hinter denen unbeheizte Räume liegen, ohne Ergebnisse bleiben, macht sich vor allem bei giebelständigen Häusern mit unbewohnten Dachräumen nachteilig bemerkbar.

Sind die klimatischen Voraussetzungen erfüllt, geht die Untersuchung im Sommer wie im Winter in gleicher Weise vor sich: Die Fassade wird in kleinen Abschnitten abgetastet, das Untersuchungsergebnis jeweils dokumentiert. Später werden die Einzelbilder zusammengesetzt. So erhält man ein vollständiges Thermogramm der Fassade (Abbildungen 5 bis 8). Bereiche, in denen besonders dekorative Elemente auftauchen, sollten einer detaillierten Untersuchung unterzogen werden, die auch über kleinteilige Schmuckelemente Auskunft gibt (Abbildungen 4 und 5). Anhand des Thermogramms kann der in Fragen der Denkmalpflege und Baugeschichte Kundige dann den unter Putz liegenden Wandaufbau rekonstruieren, wobei eine realistische Darstellung durch Eintragung in Fassadenfotos vor allem für die Öffentlichkeitsarbeit oft von Vorteil ist (Abbildungen 5 und 6).

Zuverlässigkeit der Methode

Die Ergebnisse der Thermografie sind zuverlässige Wiedergaben der verputzten Fachwerkstrukturen, die mit allen Umbauten und Veränderungen abgebildet werden. Schärfe und Kontrast der Bilder hängen neben den Witterungsbedingungen auch von der Dicke, der Beschaffenheit und der Trägerschicht des Putzes ab. Unter günstigsten Voraussetzungen ist es möglich, sogar die Art der Holzverbindung nachzuweisen. In der Regel kann bei gründlicher Untersuchung durch einen in Fragen des Holzbaus kundigen



4a

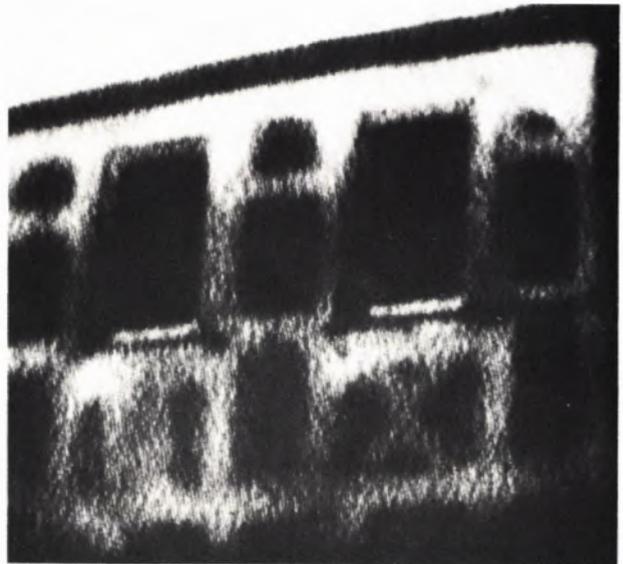
4 FACHWERKHAUS IN GROSS-UMSTADT.

a) Baubestand mit eingezeichnetem Untersuchungsfeld.

b) Thermogramm.

c) Freigelegtes Fachwerk.

Die Dekorationselemente in den Brüstungsfeldern zeichnen sich ebenso deutlich ab wie die Balkenköpfe und die Knagge am Eckständer.



4b

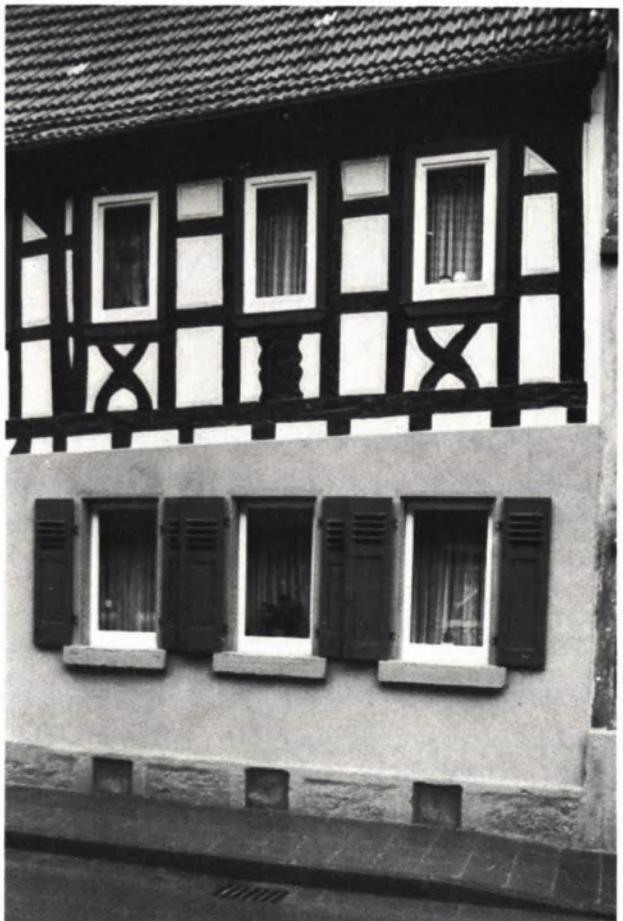
4c

Fachmann der Wandaufbau mit der Lage aller Hölzer dargestellt werden. Hierzu gehören neben den tragenden Teilen auch dekorative Elemente (Abbildungen 4 und 5) und die Lage der Balkenköpfe (Abbildungen 4b und 6b), soweit sie nicht durch Windbretter oder dicke Putzschichten verdeckt sind.

Wenn die Untersuchungsergebnisse bei dünnen Putzschichten teilweise auch für Laien noch lesbar sind (Abbildung 8), so erfordert die Interpretation der meisten Thermogramme größere Erfahrung. Bei einer Putzdicke über 3 cm werden die Ergebnisse undeutlicher, bleiben aber bei Stärken bis zu 10 cm noch durchaus brauchbar. Auch der Putzträger kann Probleme verursachen. Streckmetalleinlagen verwischen die Grenzen zwischen warmen und kalten Bereichen. Gleiches gilt für das in Baden-Württemberg häufig verwandte Verfahren, den Putz auf eine Schilfrohrsicht aufzubringen, die über die Fassade genagelt wird. In den Hohlräumen der Schilfrohre werden die Temperaturdifferenzen weitgehend nivelliert. Dadurch kann sich das Fachwerk nicht mehr auf der Oberfläche abbilden (Abbildung 6). Aus gleichem Grunde bleiben Untersuchungen an Häusern, deren Putz schon lose an der Fassade hängt, in der Regel ohne befriedigendes Ergebnis. Dagegen beeinflußt die Farbe der Fassade das Untersuchungsergebnis kaum.

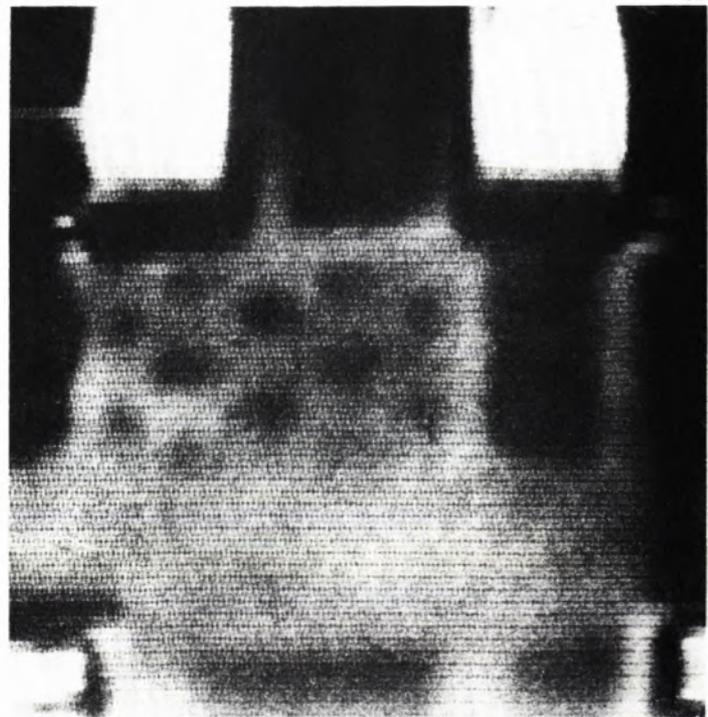
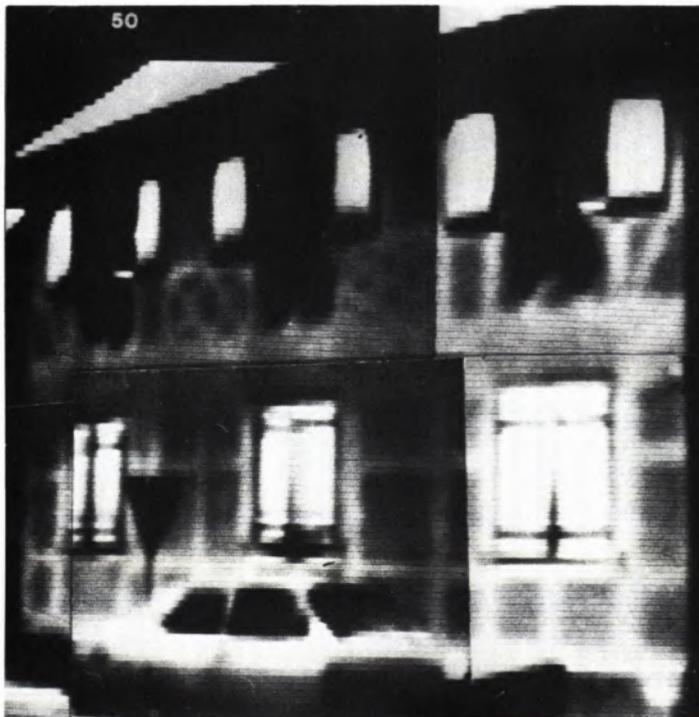
Untersuchung des konstruktiven Zustandes

Unter günstigen Voraussetzungen werden im Thermogramm auch Bereiche eines Fachwerkgerüsts sichtbar, in denen das Holz durch Fäulnis oder Schädlingsbefall beeinträchtigt ist. In diesen Bereichen haben sich die bauphysikalischen Eigenschaften des Holzes so weit verändert, daß sich dies auch auf das Wärmeverhalten auswirkt. Ein





5 FACHWERKHAUS IN SCHWARZACH. 5a (oben) Baubestand. 5b (unten) Thermogramm. 5c Detail aus dem Thermogramm. 5d (oben) Zeichnerische Fachwerkrekonstruktionen auf dem Foto nach dem Thermogramm-Befund.





6a
6b



6c

6 FACHWERKHAUS IN MUNDERKINGEN.

a) Baubestand. b) Thermogramm. c) Fachwerkrekonstruktion.

Im rechten Teil ist das Fachwerk ohne Mühe sichtbar; links ist das Ergebnis durch die ungünstige Putzbeschaffenheit sehr undeutlich und konnte nur durch detaillierte Untersuchung nachgewiesen werden.



verfallener Balken verliert seine Wärmedämmfähigkeit und erscheint im Thermogramm – im Gegensatz zu dem gesunden Holz – dunkel (Abbildung 7). Bei gewissenhafter Interpretation der Meßergebnisse gewinnt man so früh und durch zerstörungsfreie Untersuchung Erkenntnisse zum konstruktiven Zustand eines verputzten Fachwerkhäuses.

Freilegung von Fachwerk

In vielen Städten ist heute das Bedürfnis vorhanden, durch Freilegung der verputzten Fachwerkfassaden das Bild der Stadt lebhafter und ansprechender zu gestalten. Als Argument für diesen Wunsch wird neben schwer nachprüfbar Geschmacksfragen vor allem ins Feld geführt, daß die meisten Häuser früher nicht verputzt gewesen seien. Dieses Argument trifft für Gebäude, die bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sind, auch durchaus zu. Bis in die Barockzeit hinein war das frei sichtbare, mit Schnitzereien und Bemalung verzierte Fachwerk üblich oder sogar die Regel. Erst von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an galt das sichtbare Fachwerk allmählich als ländlich und ärmlich. Durch Bauordnungen wurde es verboten, später sogar das Verputzen bestehender Bauten vorgeschrieben. So ver-



7a



7 FACHWERKHAUS IN LADENBURG.

a) Baubestand. b) Thermogramm. c) Freigelegter Eckstiel.
Der verfaulte Fußpunkt des Eckstiels zeichnet sich bereits im Thermogramm dunkel ab (Kreis).

schwand manches schöne Fachwerk unter Putz. Die Neubauten wurden in schmucklosem, unregelmäßigem Fachwerk errichtet und verputzt; sie sollten nach Möglichkeit wie Steinbauten wirken.

Will man sich heute auf den unverputzten „Originalzustand“ einer Stadt im 17. oder frühen 18. Jahrhundert berufen und dies zum Argument für eine weitgehende Freilegung aller Fachwerkhäuser machen, so sollte man zunächst prüfen, wie groß der Anteil der Häuser ist, die niemals zur Freilegung vorgesehen waren und wie groß die Zahl der Häuser ist, die sich durch dekorative Elemente zur Freilegung anbieten. Reihenuntersuchungen in einigen Städten haben überraschenderweise ergeben, daß die Zahl der wirklich wertvollen Funde unter verputzten Fassaden wesentlich kleiner ist, als man zunächst annehmen möchte. Offenbar hat in den letzten einhundert Jahren ein gewisser Ausleseprozeß stattgefunden, der dazu geführt hat, daß schönes Fachwerk oft schon freigelegt ist.

Der zweite Aspekt, der bedacht werden sollte, bevor man die Fachwerkfremlegung zum Prinzip erhebt, ist die radikale Veränderung des Stadtbildes durch ein solches Vorgehen. Betrachtet man alte Fotografien von Städten, in denen zwischenzeitlich viele Fassaden freigelegt wurden, so regen sich Zweifel, ob die Stadtgestalt tatsächlich immer verbessert wurde. So bleibt zumindest strittig, ob die Entfernung der



7c



8 THERMOGRAMM EINES HAUSES IN ULM.

Der einfache Wandaufbau im obersten Giebelgeschoß zeigt, daß dieser Fassadenteil – im Gegensatz zum darunterliegenden Geschoß – von vornherein zur Verbretterung vorgesehen war.

Verschindelung von zahlreichen Häusern beispielsweise in Alsfeld zugunsten von freiliegendem Fachwerk tatsächlich dem Stadtbild zuträglich war. Auf der anderen Seite beweist die Sanierung in Ladenburg, daß durch eine beharrliche Freilegung von Fachwerkfassaden in Verbindung mit einer Beratung zur Farbgebung das Stadtbild wesentlich verbessert werden kann.

Schon diese beiden Beispiele zeigen, daß es in der Frage von Fachwerkfremlegungen keine „Patentrezepte“ gibt. Die Entscheidung läßt sich immer nur durch detailliertes Eingehen auf das Stadt- oder Straßenbild treffen; sie muß für jede Situation neu überlegt werden.

Die Möglichkeit einer thermografischen Untersuchung erleichtert diese Entscheidungsfindung wesentlich, da man durch Reihenuntersuchungen ohne großen Aufwand in der Lage ist, die Qualität und den Zustand eines jeden Gebäudes festzustellen und zu beurteilen. Auf diese Weise können kostspielige Fehlentscheidungen vermieden und langfristige Planungen aufgestellt werden.

Dipl.-Ing. Johannes Cramer
Technische Hochschule Darmstadt
Fachgebiet Baugeschichte
Petersenstraße 15
6100 Darmstadt

Dietrich Lutz: Der Landgraben bei Heimsheim im Enzkreis oder: Ein ganz „normaler“ Fall

Im Folgenden wird das zähe Bemühen um ein in seiner historischen Aussagekraft sehr wertvolles Kulturdenkmal dargestellt; dieser Fall soll vor allem zwei Gesichtspunkte verdeutlichen: Erstens, wie vielfach noch mangelndes Wissen um Art und Bedeutung der Kulturdenkmale und die daraus resultierende fehlende Einsicht in notwendige Erhaltungsmaßnahmen langwierige Verfahren in Gang setzen, die die eigentliche fachliche Tätigkeit der Denkmalpfleger über Gebühr behindern. Zweitens, daß die Mittel zur Durchsetzung denkmalpflegerischer Maßnahmen stets der abwägenden Kontrolle durch unter- und übergeordnete Behörden unterliegen und auch dort nicht immer allzu weit reichen. Es ergibt sich, daß bei der Personalknappheit des Landesdenkmalamtes der Konservator nicht ständig mit dem gebotenen Nachdruck einen einzelnen Fall vorantreiben kann. Unzählige andere stehen ebenso drängend daneben. So entstehen dann die für alle Beteiligten unangenehmen Verzögerungen. Der Alltag überholt auch hier immer wieder besten Willen und persönlichen Einsatz.

Das zu Ende des zweiten Weltkrieges sehr stark in Mitleidenschaft gezogene Städtchen Heimsheim besitzt neben seinem weithin bekannten Schleglerschloß und einigen anderen Kulturdenkmälern ein weiteres Geschichtszeugnis von großer historischer Bedeutung, das – wenngleich gut sichtbar – doch weit weniger bekannt ist und daher allzuleicht übergangen und oft unbedacht und ungewollt zerstört wird.

Es handelt sich um ein Teilstück des ehemaligen Württembergischen Landgrabens (Abbildung 1), der entlang der Westgrenze der Gemarkung verläuft. Ursprünglich begann er zwischen Neuhausen und Möttlingen am Ostrand des Monbachtals und zog sich in nordöstlicher bis nördlicher Richtung über Mühlacker-Maulbronn bis in die Gegend von Sternenfels. Er ist heute meist nur noch in jenen Teilen erhalten, die seit langem von Wald bedeckt sind, während die Strecken im freien Gelände vielfach durch die Landwirtschaft eingeebnet wurden. So ist es denn einigermaßen verwunderlich, daß gerade hier ein Stück des Grabens im Wiesengelände sehr gut erhalten blieb und heute noch als Anschauungsobjekt für das ursprüngliche Aussehen dienen kann. Es handelt sich um ein etwa 500 Meter langes Stück in der Flur „Roßweide“, das in der zweiten Auflage der Oberamtsbeschreibung Leonberg aus dem Jahre 1930 folgendermaßen beschrieben wird: „Auf den Wiesen der Flur ‚Roßweide‘ läuft er alsdann, als Wall und Graben gut erhalten, in einer Schwingung NNW der Landesgrenze einigermaßen parallel, aber immer weiter von ihr sich entfernend, bis diese ihn endgültig verläßt, und zwar unweit der Markungsgrenze Heimsheim-Friolzheim.“

Außer einem weiteren Teilstück nordwestlich von Diefenbach (Gemeinde Sternenfels, Enzkreis) verlaufen alle heute noch sichtbaren Reste dieser Anlage im Wald oder an Waldrändern und sind oft nur noch mit Mühe zu erkennen. Deshalb hat das Heimsheimer Stück als „offensichtliches“ Geschichtszeugnis besondere Bedeutung, zumal es auch nicht wie das zweite Stück bei Diefenbach durch spätere Eingriffe im Zuge des Baus der „Eppinger Linien“ verändert wurde.

„Landgräben“ oder „Landhegen“ sind in unserem Raum eine Erscheinung des Spätmittelalters, die an verschiedenen Stellen beobachtet werden können. Ungefähr seit der Mitte

des 15. Jahrhunderts werden größere und kleinere Territorien mit derartigen Anlagen umgeben. So haben zum Beispiel die Städte Schwäbisch Hall und Rothenburg ob der Tauber ab der Mitte des 15. Jahrhunderts große Teile ihres Landgebietes mit einer Hege eingefafßt. Die Grafen von Württemberg folgten diesem Vorbild. Graf Eberhard ließ zwischen 1489 und 1492 den Landgraben im Zabergäu östlich der Heuchelberger Warte errichten. Ein ähnliches Beispiel findet sich an der Gemarkungsgrenze zwischen Berghausen auf der einen und Jöhlingen und Wöschbach (alle Landkreis Karlsruhe) auf der anderen Seite, so die Grenze zwischen der Markgrafschaft Baden und dem Bistum Speyer markierend.

Diese Landgräben oder Hegen hatten in erster Linie die Aufgabe, Grenzen eindeutig sichtbar zu machen. Daneben hatten sie wohl auch eine gewisse Bedeutung für die Landesverteidigung, die jedoch nicht sehr hoch veranschlagt werden darf. Sie lagen allermeist auf dem Gebiet der sie erbauenden Herrschaft, also innerhalb der Landesgrenzen; bisweilen – wenn das Gelände dies forderte – wichen sie sogar erheblich von diesen ab. Sie bestanden meist aus Wall und Graben, wobei der Aushub des stets außen liegenden Grabens zum Wall aufgeschüttet wurde. Zusammen waren Wall und Graben durchschnittlich 6 bis 8 Meter breit (bei Heimsheim ist es eher etwas mehr); der Höhenunterschied zwischen Wallkrone und Grabsohle betrug maximal 4 Meter, wobei der Graben meist ohne Berme direkt in den Wall überging. In einigen Fällen ist belegt und bis heute erhalten, daß der Wall mit dichtem Buschwerk bestanden war. Das Überqueren der Grenze sollte nur an den dafür vorgesehenen Durchlässen möglich sein, die dann besonders gesichert waren. Militärisch ist der Wert eines derartigen Landgrabens gering, doch reichte er aus, um kleinere Kontingente, vor allem berittene Truppen, vom Überschreiten der Grenze abzuhalten. Als Nebeneffekt konnten so wenigstens teilweise auch Schmuggel und unerlaubte Grenzübertritte verhindert werden.

Über die Entstehung des Landgrabens bei Heimsheim sind wir durch schriftliche Überlieferung so gut wie nicht unterrichtet. Erste Erwähnung findet er anlässlich von Ausbesserungs- und Befestigungsarbeiten während des 30jährigen Krieges in den Jahren 1621/22 und 1628. Da sein Verlauf

teilweise mit auf 1581 datierten Grenzsteinen markiert ist, muß er zu dieser Zeit bereits bestanden haben. Es gibt bislang keine Hinweise, die eine Entstehung noch im 15. Jahrhundert wahrscheinlich machen. Eher wird man als Bauzeit das frühe 16. Jahrhundert annehmen dürfen. Erbaut und unterhalten wurde er von der Bevölkerung der angrenzenden Gemeinden, wie Berichte und Beschwerden aus späterer Zeit deutlich belegen. Die Ausbesserungsarbeiten während des 30jährigen Krieges weisen auf verstärkte militärische Bedeutung hin. Eine weitere Aufwertung erfuhr der Landgraben gegen Ende des 17. Jahrhunderts (ab 1694), als sein nördlicher Teil etwa ab Pinache (Gemeinde Wiernsheim) in die unter dem Markgrafen Ludwig Wilhelm, dem „Türkenlouis“, gegen französische Truppen angelegte „Reichsdefensionslinie“, in diesem Bereich „Eppinger Linien“ genannt, einbezogen und nochmals ausgebaut wurde.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, daß dieses Stück Landgraben sowohl vom Erhaltungszustand und der Anschaulichkeit als auch von der landesgeschichtlichen Bedeutung her als ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung im Sinne von § 12 des Denkmalschutzgesetzes anzusehen ist, dessen Erhaltung über jeden Zweifel erhaben sein

müßte, zumal es bislang ohne erhebliche Mühe landwirtschaftlich genutzt werden konnte.

Um so größer war das Erstaunen, als bei einem eher zufälligen Besuch des Grabenstücks festgestellt wurde, daß man eben dabei war, Teile des Grabens mit Bauaushub und ähnlichem zu verfüllen (Abbildung 2). Es war beinahe selbstverständlich, daß dies aus denkmalpflegerischer Sicht nicht hingenommen werden konnte. Doch die Stationen, die nötig waren, das Geschehene leidlich zu reparieren – von einem vollen Erfolg kann beim besten Willen nicht gesprochen werden – zeigen, wie zäh Denkmalpflegearbeit oft ist und wie viel, an anderer Stelle weit besser einzusetzende Arbeitskraft aufgewendet werden muß, um einen Fall zu bearbeiten, der eigentlich mit *einem* Brief und/oder *einem* Ortstermin zu erledigen sein müßte. Deshalb sollen hier die einzelnen Stationen in Kurzform aufgeführt werden.

Herbst 1974: Erster Besuch. Keine Schäden, drohende Gefahr nicht erkennbar.

9. April 1975: Zweiter Besuch. Graben teilweise mit Bauaushub verfüllt (Abbildung 2).

1 EHEMALIGER WÜRTTEMBERGISCHER LANDGRABEN BEI HEIMSHEIM IM ENZKREIS *im Gewann „Roßweide“ noch in unversehrtem Zustand etwas nördlich der später gestörten Stelle. Wall und Graben sind deutlich in freiem Gelände zu erkennen.*



11. April 1975: Schreiben an die Gemeinde (und Nachricht an das Landratsamt als untere Denkmalschutzbehörde) mit der Forderung der Wiederherstellung des vorherigen Zustandes.

23. April 1975: Schreiben der Gemeinde an den Eigentümer mit der Aufforderung, den Bauaushub bis 30. Mai 1975 zu entfernen.

24. April 1975: Schreiben der Gemeinde an das Landesdenkmalamt, in dem der Inhalt des Schreibens an den Eigentümer mitgeteilt wird und weiterhin, daß das Grundstück verpachtet sei und der Pächter die Einfüllung vorgenommen habe.

Sommer/Herbst 1975: Der Pächter plant die Einfüllung im Graben und beschädigt dabei Teile des Walles (Abbildung 3).

12. Januar 1976: Dritter Besuch und Gespräch mit dem Pächter, der einwilligt, den Graben unter Aufsicht des Landesdenkmalamtes auszuräumen und den Wall wieder herzurichten. Terminvorschlag 20. März 1976.

19. März 1976: Telefongespräch mit dem Pächter, der keinerlei Bereitschaft zeigt, die gegebene Zusage einzuhalten, und mit „Einpflügen“ der Anlage droht.

22. März 1976: Schreiben an den Pächter mit Hinweis auf die Strafbarkeit jeder weiteren Beeinträchtigung des Landgrabens und mit Ankündigung der Ersatzvornahme der Wiederherstellung von Amts wegen.

22. März 1976: Schreiben an die untere Denkmalschutzbehörde (Landratsamt) mit der Bitte um Ersatzvornahme, da weitere Schäden befürchtet werden müssen.

12. Mai 1976: Vierter Besuch. Zustand wie am 12. Januar 1976.

13. Mai 1976: Schreiben an die höhere Denkmalschutzbehörde (Regierungspräsidium) mit der Bitte, für die baldige Wiederherstellung des Denkmals zu sorgen.

13. Mai 1976: Weiteres Schreiben an die untere Denkmalschutzbehörde wegen der Ersatzvornahme.

17. Mai 1976: Auflage der unteren Denkmalschutzbehörde an den Pächter, den ursprünglichen Zustand bis 31. August 1976 wieder herzustellen, Zwangsgeldandrohung von 500 DM; keine Reaktion seitens des Pächters.

13. September 1976: Fünfter Besuch. Zustand wie am 12. Januar 1976.

2 EHEMALIGER WÜRTTEMBERGISCHER LANDGRABEN BEI HEIMSHEIM IM ENZKREIS im Gewinn „Roßweide“. Zustand am 9. April 1975. Ein größeres Teilstück ist mit Bauaushub und Schutt angefüllt.





3 EHEMALIGER LANDGRABEN: ZUSTAND AM 12. JANUAR 1976. *Der Pächter hat den Bauaushub im Graben verteilt und dabei den Wall beschädigt.*

4 EHEMALIGER LANDGRABEN: ZUSTAND IM AUGUST 1977. *Das eingefüllte Material wurde weitgehend aus dem Graben entfernt, doch sind noch einige Schäden zu erkennen.*



14. September 1976: Schreiben an die untere Denkmalschutzbehörde mit Bericht über die nicht erfolgte Wiederherstellung.

16. November 1976: Auflage der unteren Denkmalschutzbehörde an den Pächter mit erneuter Fristsetzung bis 15. Januar 1977, Festsetzung eines Zwangsgeldes von 500 DM und Androhung eines weiteren von 700 DM.

12. Januar 1977: Sechster Besuch. Der Pächter hat entgegen telefonischer Meldung vom Dezember 1976 den Graben nicht ausgeräumt, lediglich kleinere Schäden am Wall wurden ausgebessert.

25. Januar 1977: Schreiben an die untere Denkmalschutzbehörde mit Mitteilung des Ergebnisses des Ortstermins vom 12. Januar 1977.

25. Januar 1977: Schreiben an den Pächter etwa gleichen Inhalts und Terminvorschlag für 3. Februar; der Termin kommt nicht zustande.

8. Juli 1977: Auflage der unteren Denkmalschutzbehörde an den Pächter, erneute Fristsetzung zum 31. August 1977, Zwangsgeld von 700 DM, Androhung eines weiteren Zwangsgeldes von 1000 DM.

2. November 1977: Schreiben an die untere Denkmalschutzbehörde mit Bitte um Unterrichtung über den Stand.

6. Februar 1978: Schreiben der unteren Denkmalschutzbehörde mit der Mitteilung, daß der vorherige Zustand wiederhergestellt sei (vgl. Abbildung 4).

10. März 1978: Siebter Besuch. Zustand entspricht annähernd dem vor 1975, jedoch mit der Einschränkung, daß der Graben nicht mehr die Tiefe von zuvor hat; Verzicht auf weitere Maßnahmen.

Es verlaufen nicht alle Fälle in solcher Weise, doch sind es mehr als aus gelegentlichen Presseverlautbarungen und den Seiten dieses Nachrichtenblattes ersichtlich wird. An diesem Vorgang wird auch deutlich, daß die Tätigkeit der Denkmalpflege oft mit Schwierigkeiten verbunden ist, die ihre Begründung nicht im Sachlichen haben. Die für die Behandlung solcher Fälle aufzuwendende Zeit fehlt dann bei der eigentlichen denkmalpflegerischen Arbeit.

*Dr. Dietrich Lutz
LDA · Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe 1*

5 EHEMALIGER LANDGRABEN: ZUSTAND AM 16. AUGUST 1978. *Noch immer lassen sich am Bewuchs die Beschädigungen ablesen, die der Anlage zugefügt wurden.*



Roksanda M. Swoboda: Eine Untersuchung im Kastell Waldmössingen, Kreis Rottweil

Das Kastell Waldmössingen ist schon lange bekannt. Bereits im Jahre 1868 vermutete E. Paulus d. Ä. aufgrund zahlreicher, beim Ackern beobachteter Lesefunde auf dem „Schafbühl“ eine römische Niederlassung. Eindeutig bestätigt wurde diese Vermutung erst im Jahre 1896, als der damalige Streckenkommissar der Reichslimeskommission, E. Nägele, in einer großangelegten Grabung entdeckte, daß hier eines der zur Sicherung des oberen Neckartaales errichteten Kastelle stand. Der „Schafbühl“ ist ein ca. 600 Meter hohes Muschelkalkplateau auf der Wasserscheide zwischen dem Neckar und der Kinzig beziehungsweise dem Heimbach, von dem sich ein freier Ausblick weit ins Vorgelände von Südwest bis nach Nord bietet. Diese günstige und strategisch gut nutzbare Lage war nicht nur während des unter Kaiser Vespasian (69 bis 79 n. Chr.) unternommenen Feldzuges wichtig, mit dem die bisher ungeschützte Flanke zwischen Rhein und Donau befriedet werden sollte. Der Stützpunkt behielt seine Wichtigkeit auch weiterhin, denn hier führten Straßen vorbei, die es zu sichern galt. Durch das Kinzigtal zog die römische Straße von Straßburg nach Rottweil und weiter zur Donau; eine der kleineren Stationen lag knapp vor Waldmössingen auf dem Brandsteig bei Röttenburg. Bei Waldmössingen zweigte eine weitere Straße zum Kastell Sulz am Neckar ab. So ist verständlich, daß der Stützpunkt Waldmössingen lange besetzt war: Nägele konnte Ende des 19. Jahrhunderts zwei Bauphasen des Kastells feststellen und in seinem Plan sowohl den Graben des ersten Erdkastells als auch den Verlauf der Umfassungsmauer mit Ecktürmen und Toren des später erbauten Steinkastells eintragen.

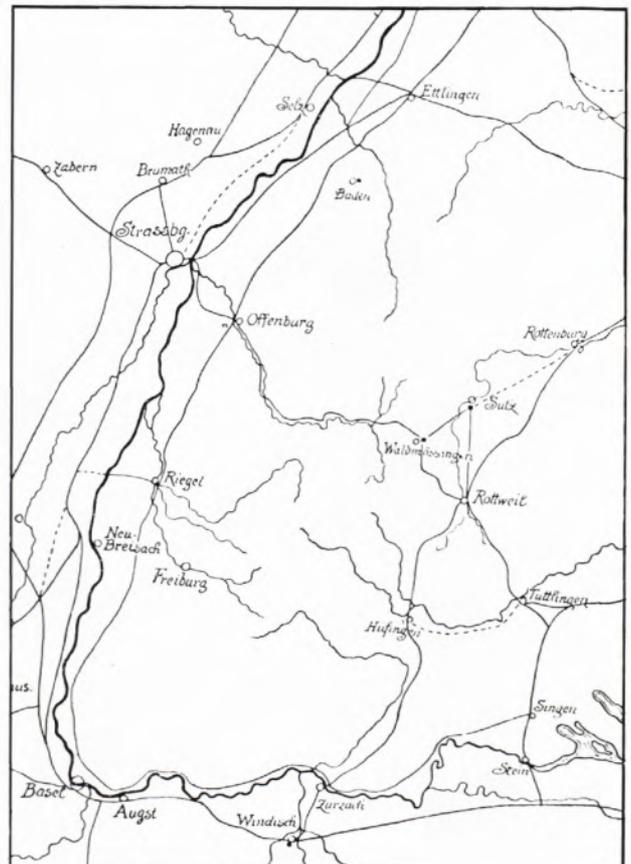
Die im Jahre 1975 in Waldmössingen auf dem „Schafbühl“ durchgeführte Grabung kam nicht zuletzt dank der Initiative der Ortsverwaltung Waldmössingen (Stadt Schramberg) zustande. Es war beabsichtigt, die Südecke des oberhalb des Ortes liegenden Kastells wieder aufzubauen. Der dem Landesdenkmalamt, Abteilung Bodendenkmalpflege Freiburg, vorgetragene Wunsch bot nicht nur Gelegenheit, die für den Wiederaufbau erforderlichen Anhaltspunkte zu liefern, sondern auch die alten Ergebnisse zu überprüfen und eventuell noch unberührte Abschnitte zu untersuchen. Da die Rekonstruktion des Kastellturmes jetzt nahezu vollendet ist, soll über die kleine Unternehmung kurz berichtet werden.

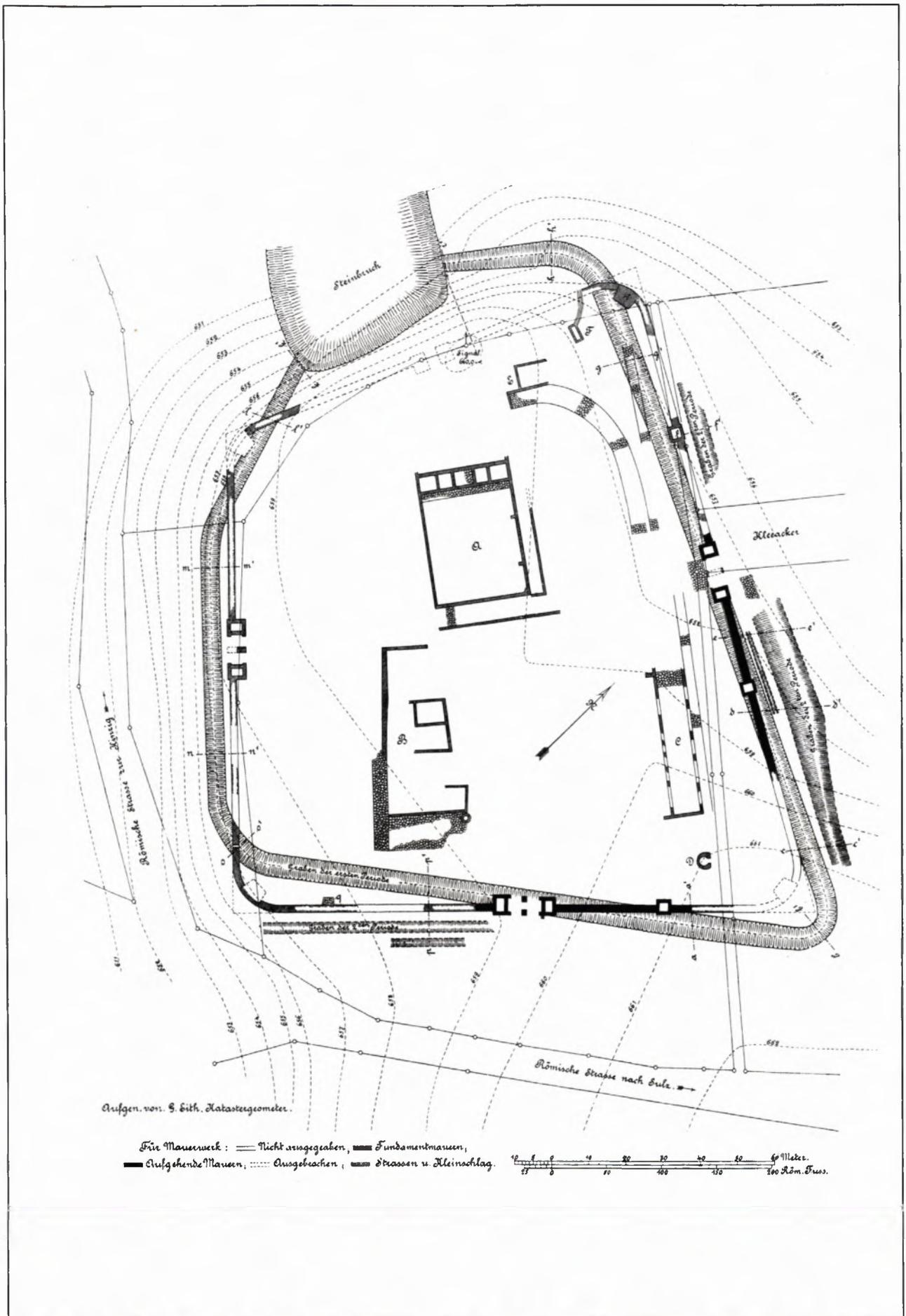
Der Plan von Nägele zeigt ein unregelmäßiges Fünfeck, einen für die frühe Kaiserzeit eher ungewöhnlichen Kastellgrundriß. Die Form resultierte wohl aus der Notwendigkeit, auf dem ungleichmäßig abfallenden, felsigen Plateau den nötigen Platz für die Besatzung zu schaffen unter Beibehaltung der optimalen Verteidigungsbedingungen. So wurde der Wehrgraben sowohl des ersten wie auch des zweiten Kastells derart um das Plateau geführt, daß er stellenweise sogar unterhalb des Plateaurandes verlief, wodurch eine Fläche von ca. zwei Hektar geschaffen werden konnte.

Die Ecken der Kastellmauer sind abgerundet, die mit der Mauer im Verband errichteten Ecktürme zeigen, analog dem freigelegten Nordturm, eine trapezoidale Form. Die Grabung im Jahre 1975 hat gezielt bei dem noch nicht freigelegten Südturm des Steinkastells angesetzt.

Schon Nägele hat darauf hingewiesen, daß der Fels knapp unter der Oberfläche beginne. Tatsächlich wurde die Böschung des Erdkastellgrabens bereits 10 bis 15 cm unterhalb der Rasendecke angetroffen. Dies hat die Untersuchung der auf dem Erdkastellniveau errichteten Umfassungsmauer und der Turmfundamente erschwert. Das für die Mauern verwendete lokale Gestein, also ebenfalls Jura- und Muschelkalk, bedeutete für die Interpretation der Grabungsbefunde eine weitere Schwierigkeit. Durch sorgfältiges Reinigen und Präparieren des abgearbeiteten und abgeflachten Felsens, vor allem auch durch die Sicherung der Fundamentreste, der Fundamentstückungen und der noch vorhandenen Mörtellagen ist es jedoch gelungen, brauchbare Resultate zu erzielen. Als sehr ergiebig erwies sich dabei der

1 DIE WICHTIGSTEN RÖMISCHEN STRASSEN im Bereich des Oberrheins.





2 PLAN DES RÖMISCHEN KASTELLS Waldmössingen, gezeichnet nach den Ausgrabungen von 1896 durch E. Nägeli



3 DER WIEDERAUFBAU DES TURMES an der Südwestecke des römischen Kastells Waldmössingen, Aufnahme vom November 1978.

Erdkastellgraben. Zum einen nämlich konnte die Mauertechnik besonders an der Stelle studiert werden, an der die Kastellmauer quer durch den Graben des Erdkastells gezogen war. Wie der Aufbau des Südturmes bewies, sind vor allem in oberen Reihen des Vorfundamentes gebrochene Muschelkalksteine, die bis 50 auf 40 auf 30 cm groß waren, verwendet worden; als Bindemittel dienten dicke Lagen mit Buntsandsteinmehl angereicherten Rotmörtels. Zum anderen zeigte eine noch nie freigelegte Stelle innerhalb des Erdkastellgrabens, daß Teile der zum Lagerinneren gerichteten Turmwand im Verstoß noch erhalten waren. So erlauben die umgestürzten Mauerteile die Rekonstruktion eines Turmes von mindestens 6 Meter Höhe. Auf die bereits erwähnten großen Muschelkalksteine des Vorfundamentes folgte die aus kleinerem Jurakalk errichtete Mauer, auch sie durch dicke Lagen von Rotmörtel gebunden. Wichtig war die zuunterst liegende dicke Holzkohleschicht mit Hohl- und Flachziegeln. Dieser Befund ist ein Beweis dafür, daß der Turm ein Holzgebälk mit Ziegeldach besaß. Unter diesem Gebälk, vielleicht außerdem zwischen dem Unter- und Obergeschoß, dürfte ein aus Ziegelplatten errichtetes Gesims eine Gliederung beziehungsweise architektonische Verzierung der Außenwände bewirkt haben, denn auf einer Seite abgeschrägte Ziegelplatten, mit Mörtelspuren auf beiden Flachseiten, waren hier ein häufiger Fund. Der Grundriß des Turmes konnte nurmehr in seiner Fundamentstückung, im Inneren bis zwei Steinreihen hoch, gesichert werden; der Turm dürfte mit der 1,90 Meter breiten Umfassungsmauer im Verband errichtet gewesen sein, die 1 Meter breiten, ins Kastellinnere vorspringenden Mauern bilden ein unregel-

mäßiges Trapez. Ob an dieser Stelle die im Fundament 2 Meter messende Kastellmauer einen Erdwall hatte und ob der Erdkastellgraben innerhalb der späteren Kastellmauer ganz oder teilweise zugeschüttet gewesen ist, muß vorläufig offen bleiben.

Knapp vor Grabungsschluß sind im Bereich des Erdkastellgrabens Pfostengruben gesichert worden, deren Anordnung den Verlauf, möglicherweise auch die Breite der ursprünglichen Holz-Erde-Mauer ergibt. Eine besonders große Pfostengrube – sie war bei einem Durchmesser von 0,50 Meter immerhin 1,50 Meter tief – kann dem Eckturm des Erdkastells zugeteilt werden.

Offen bleibt weiterhin die Frage, welche Einheit in diesem Kastell lagerte. Die Kleinfunde gaben auch diesmal darüber keine Auskunft. Gefunden wurden vor allem Bruchstücke von Terra sigillata und von Gebrauchskeramik, Eisennägel, Pfeilspitzen und eine Münze, ein As des Nerva aus dem Jahre 97 n. Chr.

Die gestellte Aufgabe, den Aufbau des Kastellturms zu sichern, wurde mit der Untersuchung des Jahres 1975 erfüllt. Darüber hinaus aber zeigte diese flächenmäßig kleine Grabung, daß es sich hier um ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung handelt.

*Dr. Roksanda M. Swoboda
Bayerische Akademie der Wissenschaften
Marstallplatz 8
8000 München 22*

Dieter Planck: Das römische Landgut bei Lauffen

Situation

Im Herbst 1977 wurde die Abteilung Bodendenkmalpflege von dem ehrenamtlichen Mitarbeiter Herrn K. Schaeffer aus Lauffen a. N. auf merkwürdige Stubensandsteinquader aufmerksam gemacht, die in Weinbergmauern südöstlich von Lauffen in den Fluren „Bronnenäcker“ und „Nonnenberg“ verbaut worden waren. Eine erste Ortsbesichtigung ergab eindeutig den römischen Ursprung dieser Steinquader. Ein Quader konnte sogar als römische Türschwelle identifiziert werden. Er war Beweis für die Existenz einer römischen Siedlung im Flurbereinigungsgebiet. In einer vorbildlichen Zusammenarbeit mit dem Flurbereinigungsamt Heilbronn, vor allem mit Herrn Oberregierungsrat Arzt als dem leitenden Ingenieur des Rebflurverfahrens Konsten, wurde dem Landesdenkmalamt eine erste Untersuchung gestattet. Diese ergab klare Beweise für die Existenz einer römischen Ansiedlung, deren Größe und Erhaltungszustand allerdings erst im Laufe der späteren Grabung erkannt werden konnte. Durch Planierungen bis zu einer Tiefe von 4 bis 5 Metern im Rahmen des Flurbereinigungsverfahrens drohte die völlige Zerstörung der Befunde. Deshalb war es notwendig, dieses

römische landwirtschaftliche Anwesen vollständig aufzudecken. Die archäologische Grabung begann am 15. März 1978 und konnte am 17. August beendet werden. Nicht nur ein erheblicher finanzieller, sondern auch ein großer personeller Einsatz war erforderlich, um die Befunde in der gebotenen Zeit zu erfassen. Daß dieses Vorhaben durchgeführt werden konnte, ist vor allem auch der Stadt Lauffen und an deren Spitze Herrn Bürgermeister Kübler zu verdanken, der sich schon von Anfang an stark für die Belange der archäologischen Denkmalpflege einsetzte.

Die Ausgrabung legte einen vollständigen römischen Gutshof frei (Abbildung 1), der in seiner letzten Ausbauphase aus vier Gebäuden bestand. Der gute Erhaltungszustand ist vor allem auf die topographische Lage zurückzuführen. Sämtliche Gebäude lagen in einer sanften Senke unmittelbar oberhalb eines steil zum Neckar hin abfallenden Südwesthanges. Diese Senke wurde durch starke Regenfälle mit einer fast völlig sterilen Schwemmlerhschicht überdeckt, welche die darunterliegenden Mauerzüge konserviert hat. Das Anwesen besitzt eine hervorragende Lage wohlgeschützt vom Ostwind an einem warmen Hang, der auch in der heutigen Zeit mit zu einem der besten Wein-



1 LUFTAUFNAHME WÄHREND DER AUSGRABUNG des römischen Gutshofes im Bereich der Rebflurbereinigung Konsten, Blick von Süden.

anbaugelände auf der Markung Lauffen zählt. Während der Grabung konnten wir von den früheren, in diesem Gebiet tätigen Weinbauern erfahren, daß schon viele Jahre die Existenz einer römischen Ansiedlung bekannt war. Doch erst im allerletzten Moment wurde diese Kenntnis an die richtige Stelle vermittelt, so daß die Rettung der Ruine eingeleitet werden konnte. Ein gutes Beispiel, wie sehr die Bodendenkmalpflege auf die Mitarbeit der Bevölkerung angewiesen ist. Die Ausgrabung der Gutsanlage fand in weiten Teilen des Neckarlandes beachtliche Resonanz. Besuchergruppen aus allen Landesteilen kamen an den Wochenenden und zu den von uns regelmäßig veranstalteten öffentlichen Führungen.

Außer den römischen Siedlungsstellen konnten innerhalb der Hofmauer latènezeitliche Siedlungsgruben aus der Zeit um 300 v. Chr. freigelegt werden, die zeigen, daß dieses Areal schon früher besiedelt war.

Die Ausgrabung ergab zwei Ausbauphasen der römischen Gutsanlage (Abbildung 2). Zunächst waren innerhalb einer

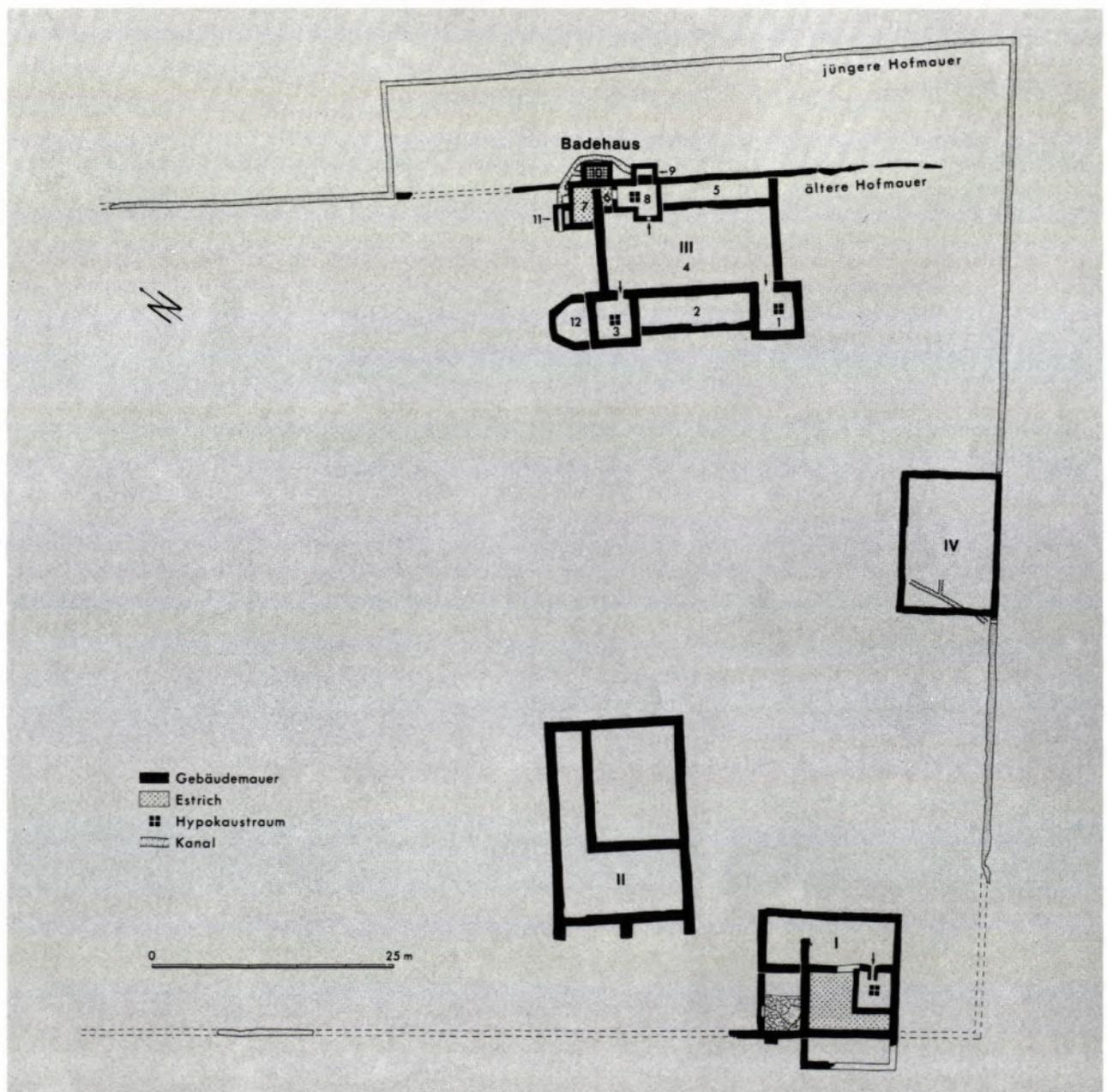
Hofmauer von 90 Meter auf mindestens 94 Meter ein kleines in sich abgeschlossenes Wohngebäude (Bau I), ein großer Wirtschaftsgebäude (Bau II) und ein einfaches Holzgebäude (unter Bau III liegend) errichtet worden. Die topographische Lage des älteren Wohnhauses (Bau I) auf einer Felskuppe war der Grund dafür, daß eine spätere Vergrößerung nicht mehr möglich war. Wohl im späten 2. oder frühen 3. Jahrhundert wurde der Hof nach Nordosten erweitert und ein mittelgroßes Wohnhaus mit typischem Grundriß gebaut. Außerdem wurde das Gebäude II erweitert und an der südlichen Hofmauer eine rechteckige Scheuer (Bau IV) angebaut.

Beschreibung der Anlage

Gebäude I

Unmittelbar oberhalb des Steilabhanges zum Neckar wurde auf einer Felsnase mit prächtiger Aussicht ins Neckartal ein

2 PLAN DES LANDGUTES LAUFFEN. I älteres Wohnhaus, II Wirtschaftsgebäude (Kelter?), III jüngeres Wohnhaus, IV Scheuer.



kleines, ursprünglich nur etwa 10 Meter auf 8 Meter großes Wohngebäude errichtet. Wie die Untersuchungen gezeigt haben, bestand dieser rechteckige Bau zunächst aus einem Wohnraum mit kleinem eingebautem beheiztem Raum. Erweiterungen nach Osten und Westen führten zum Anbau einer Vorhalle und eines kleinen Kellers mit einem Fenster. Das Gebäude war schließlich 15 Meter lang und 13 Meter breit. Der anstehende leicht schräge Fels bildete den Boden des Kellers (Abbildung 3), aus dem zusätzlich, zur Kühlung verderblicher Speisen, eine rechteckige Grube ausgehauen worden war. Das Mauerwerk ist sehr solide aus Muschelkalksteinquadern errichtet und besitzt auf größere Strecken an der Außenseite noch seinen weißen Fugenputz mit Fugenstrich und Reste bemalten Wandputzes im Wohnraum. Die Hofmauer schloß sich an beiden Seiten des Gebäudes an. Einer späteren Bauphase muß ein gangartiger Vorbau nach Westen zugerechnet werden, der wohl als überdachte Halle gedient hat.

Gebäude II

Das ursprünglich 18 Meter auf 15 Meter große, sehr solide Steingebäude wurde in der jüngeren Ausbauphase des Hofes nach Südwesten erweitert (Abbildung 4). Die Lage am Abhang, der hier von Gebäude I etwas zurückspringt, machte drei große Stützpfiler im Südwesten erforderlich. Das nun 22 Meter lange und 15 Meter breite Gebäude war sicherlich für die wirtschaftliche Funktion des Landgutes von primärer Bedeutung.

Die Stärke und die Tiefe der Fundamente lassen vermuten, daß ein massiver Steinbau vorlag. Der Grundriß erinnert an römische Weinkeltern im gallischen Raum; vermutlich dürfen wir in diesem Gebäude die älteste Kelter in unserem Lande sehen. In einer kleinen rechteckigen Grube, die als Holzkiste mit Eisenbeschlägen ausgebaut war, fanden sich verkohlte landwirtschaftliche Erzeugnisse, die zur Zeit von Frau Prof. Dr. U. Körber-Grohne vom Botanischen Institut der Universität Hohenheim untersucht werden. In diesem Bereich fanden wir auch ein kleines eisernes Messer, das

3 ÄLTERES WOHNHAUS MIT KELLER von Westen, bemerkenswert sind die auf den Fels aufgesetzten römischen Mauern.



4 WIRTSCHAFTSGEBÄUDE
des römischen Landgutes bei
Lauffen. Blick von Norden in
das Neckartal.



5 FUNDAMENT mit sorgfältig
gesetzter Rollierung im südlichen
Eckrisaliten des jüngeren römi-
schen Wohnhauses.

6 BADETRAKT

*des Gebäudes III,
Blick von Südwesten
in das Warmbad (Cal-
dariun) mit Resten der
Fußbodenheizung
(Hypokaustum).*



einem Rebmesser des 19. Jahrhunderts durchaus ähnlich ist, ein weiterer Beweis für den römerzeitlichen Weinanbau in unserem Lande.

Gebäude III

Das ältere Wohnhaus I, das offenbar im Laufe der Zeit zu klein geworden war, wurde durch ein 23 Meter langes und 18 Meter breites Wohnhaus ersetzt. Dieses Gebäude liegt innerhalb des Hofes nach Osten zurückversetzt, von ihm aus besitzt man dadurch einen hervorragenden Überblick über die gesamte Hofanlage. Der Grundriß mit zwei Eckbauten, einer Verbindungshalle und dem dahinterliegenden Wohntrakt ist im gallischen und germanischen Raum für Wohnhausarchitektur sehr typisch. Diese kleine sogenannte Porticusvilla mit Eckrisaliten liegt in Lauffen in einer sehr einfachen und klassischen Form vor. Sie eignet sich hervorragend als Lehrbeispiel für die Architektur derartiger landwirtschaftlicher Anwesen. Die beiden Eckbauten waren mit Fußbodenheizung ausgestattet (Abbildung 6) und besaßen wohl zwei Stockwerke. Die Verbindungshalle war nach Südwesten offen. Teile der sehr sorgfältig gedrehten Sandsteinsäulen konnten geborgen werden. Der große, nach Nordosten anschließende etwas höher liegende Raum war sicher überdacht. Eine große Zahl von Dachplatten mit interessanten Wischzeichen, Finger- und Tierpfotenabdrücken konnte sichergestellt werden. Die Heizanlagen für das Bad im Nordostteil des Hauses und für die beiden Eckbauten hatten ohne Zweifel auch die Aufgabe, die große Wohnhalle zu erwärmen. Den südöstlichen hinteren Teil, dessen längliche Form ungewöhnlich ist, möchte ich als die Küche ansehen. Da hier das Niveau höher lag und außerdem infolge einer Weinbergmauer größtenteils gestört war, konnten wir

keine Öfen nachweisen. Lediglich rot angeziegelter Lehm spricht für die Existenz derartiger Herde.

Schließlich wurde ein jüngerer Anbau mit einem kleinen, in sich geschlossenen Badetrakt angefügt, der an der Nordost-ecke des Gebäudes liegt (Abbildung 7). Der Eingang in das Badehaus führte vom großen Wohnraum hinauf. Das Niveau des Bades lag ebenfalls bedeutend höher als das der Halle. Über einen kleinen Auskleideraum (Apodyterium) betrat man einerseits das sehr sorgfältig gebaute Warmbad (Caldarium) mit eingebauter Wanne und andererseits das Kaltbad (Frigidarium) mit angebaute, noch sehr gut erhaltener Badewanne. Ein kleiner rechteckiger Anbau im Norden bildete die Toilette des Wohnhauses. Kaltbad, Warmbad und Toilette wurden durch einen sorgfältig gemauerten und innen verputzten Kanal entwässert. Unter dem Badegebäude konnten außerdem Teile einer Wasserzuleitung für die älteren Gebäude I und II aufgedeckt werden. Es handelt sich dabei um eine mit Eisenringen verbundene hölzerne Deichelleitung, die das Wasser von einer nur wenige Hundert Meter östlich liegenden Quelle in den Hof leitete. In allen unbeheizten Baderäumen war noch der Estrichboden erhalten. Im Warmbad konnten die aus Ziegelsteinen aufgeführten Hypokaustpfeiler und Teile der Wandheizung aufgedeckt werden.

Gebäude IV

Dieser rechteckige, an die südöstliche Hofmauer angebaute, in den Hang eingegrabene Bau war sicherlich als Scheuer für landwirtschaftliche Geräte und Fuhrwerke bestimmt. Zahlreiche Eisengeräte konnten hier geborgen werden. Im Schutt fand sich das Bruchstück eines kleinen Merckreliefs, das die Hand eines geübten Bildhauers verrät (Abbildung 8).



7

Hofmauer

Die gesamte Gutsanlage war von einer Hofmauer umzogen, die, wie ein talabwärts gestürztes Stück Mauerschale an der Nordostmauer zeigt, eine Höhe von 2,5 Meter besaß. Diese Mauer konnte fast vollständig untersucht werden. Lediglich die nordwestliche Begrenzung war infolge starker Hangabtragungen völlig verschwunden, so daß die Ausdehnung nach Norden nur ungefähr angegeben werden kann. Gebäude lagen hier keine mehr.

Mit der Ausgrabung gelang es, einen römischen Gutshof vollständig freizulegen. Gerade im Hinblick auf die wissenschaftliche Fragestellung ist es besonders wichtig, möglichst intakte Anlagen archäologisch zu untersuchen. Leider war dies in den letzten 50 Jahren nur selten möglich, so daß dieser Grabung auch ein hohes wissenschaftliches Interesse zukommt. Das umfangreiche Fundmaterial, besonders die große Zahl von Tongefäßen, ergibt interessante Einblicke in die Lebensweise auf einem landwirtschaftlich ausgerichteten Anwesen im mittleren Neckarland. Unter der Keramik ist ein großer Prozentsatz hervorzuheben, in dem Flüssigkeiten aufgehoben worden sind: Krüge und Amphoren in vielerlei Größen, häufig mit weißer Bemalung, heben sich deutlich vom übrigen Fundgut ab. Soweit eine erste grobe Durchsicht

ergab, wurde der Gutshof nicht vor der Mitte des 2. Jahrhunderts errichtet und bestand wohl bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Deutliche Brandspuren an einzelnen Mauerteilen können mit dem Ende der Gutsanlage in Verbindung gebracht werden.

Gründe für die Erhaltung der Anlage

Schon wenige Wochen nach Aufnahme der Grabungsarbeiten wurde von verschiedenen Interessengruppen die Forderung erhoben, die hier aufgedeckten Ruinen zu erhalten. Schon Ende Mai faßte daher der Gemeinderat der Stadt Lauffen einen ersten Grundsatzbeschluß, sich nach Möglichkeit für die Erhaltung wenigstens einiger Teile der Gutsanlage einzusetzen. Als aber gegen Ende der Grabung klar wurde, daß hier ein etwa 1 Hektar großes ertragreiches Rebland geopfert werden sollte und daß, zum einen für den Grunderwerb, zum anderen für die Restaurierung, etwa eine halbe Million Deutsche Mark aufzuwenden wären, teilten sich die Meinungen in für und wider. Dank der Initiative des Flurbereinigungsamts Heilbronn und der Stadt Lauffen kam es dann zu einer Ortsbesichtigung, an der unter anderem der Präsident des Landesamtes für Flurbereinigung und Siedlung Baden-Württemberg, Dr. Eilfort,

◀ 7 BLICK IN DIE BADERÄUME des jüngeren römischen Wohnhauses in Lauffen. Im Vordergrund das Kaltbad (Frigidarium) mit Badebecken und Abwasserkanal.



8 GOTT MERKUR mit seinen Attributen Schlangensstab und Ziegenbock. Das fragmentarische Relief fand sich in der Scheuer des römischen Landgutes.

8

der Präsident des Weinbauverbandes, MdL Link, und der Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Dr. Gebeläler, teilnahmen. Einheitlich war man der Auffassung, diese Anlage als Grünfläche innerhalb des zukünftigen Reblandes zu erhalten. Durch das große finanzielle Engagement der Flurbereinigungsbehörde und des Landesdenkmalamtes war die Grundlage für die Erhaltung geschaffen. Die Teilnehmergeinschaft unter Vorsitz von Herrn Moser bildete die letzte und entscheidende Hürde. Die Gemeinschaft brachte jedoch dem Vorhaben großes Verständnis entgegen und stimmte schließlich, wenn auch mit erheblichen Bedenken, dem Projekt zu. Auch der Landkreis Heilbronn sowie zahlreiche private Spender sorgten inzwischen dafür, daß die letzte Finanzierungslücke für dieses große und schöne Vorhaben geschlossen werden konnte. Der Fachausschuß Bodendenkmalpflege des Denkmalrates beim Regierungspräsidium Stuttgart hatte sich bei einer Sitzung am 28. August in Lauffen unter Vorsitz von Regierungsvizepräsident Dr. Schaudé ebenfalls sehr energisch für die Erhaltung dieser Anlage ausgesprochen.

Im einzelnen lassen sich folgende Gründe nennen:

1. Die Rebflurbereinigung würde eine endgültige Zerstö-

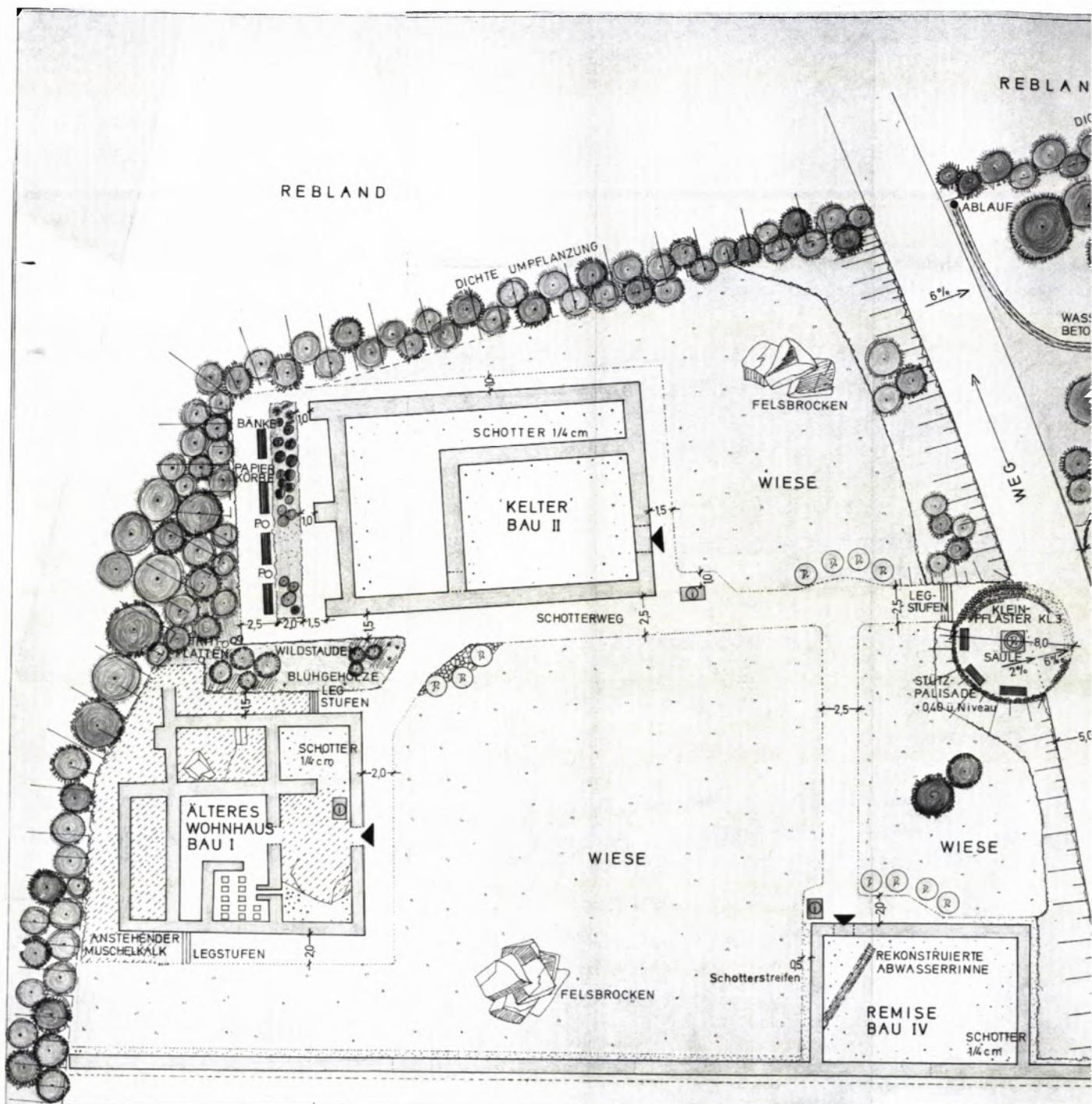
rung der Ruine des vollständigen römischen Gutshofes aus dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. mit sich bringen.

2. Aufgrund der geringen Fläche der Hofanlage (knapp 0,8 ha) und der kompakten Anordnung der Bauten ist es möglich, mit relativ geringen Grunderwerbskosten und mit relativ geringen Restaurierungskosten die Ruine eines gesamten römischen Landgutes zu erhalten.

3. Die Untersuchung erbrachte eine typische, sehr gut überschaubare Gutsanlage, die aus folgenden Teilen besteht:

- a) Wohnbau älterer Form auf einer Felskuppe mit kleinem Vorratskeller (Bau I)
- b) Wirtschaftsbau mit ungewöhnlich gutem Mauerwerk, vermutlich eine Kelter (Bau II)
- c) Scheuer (Bau IV)
- d) Hauptwohnhaus der jüngeren Erweiterungsphase mit typischem Grundriß (sog. Eckrisalittypus), Fußbodenheizung (Wohnräume), großer Halle, Küche und separatem Badetrakt aus Kalt- und Warmbad, Toilette und Kanalisation
- e) Hofmauer.

4. Der Erhaltungszustand ist sehr gut und bietet viele Details der Mauertechnik, so etwa ungewöhnlich aufwen-



9 ERSTER ENTWURF FÜR DIE GESTALTUNG der gesamten Anlage und die Konservierung des römischen Landgutes inmitten der Reblandschicht

dige Fundamentrollierungen, Fußbodenheizung, Wandheizung, Badebecken, Toilette und Kanalisation. Da der kalkreiche Boden keine Zerstörung des Mörtels im Mauerwerk verursacht hat, außerdem das Mauerwerk durch Wurzeln keinen Schaden genommen hat, ist seine Substanz ausgezeichnet.

5. Die landschaftliche Lage ist besonders eindrucksvoll, die Topographie für die Anlage der Villa rustica (Hanglage, Quelle, Neckar) hervorragend geeignet.

6. Der Gutshof liegt in einem dicht besiedelten und gern besuchten Raum im mittleren Neckarland zwischen den Ballungsräumen Stuttgart und Heilbronn, ca. 7 km von der Autobahnausfahrt Ilsfeld entfernt. Er ist also sehr gut erreichbar.

7. Die Anlage mitten in flurbereinigtem Gebiet eignet sich auch als Auflockerung des Landschaftsbildes und als Erholungs- und Rastplatz für Wanderer.

Die stichwortartig dargestellten Gesichtspunkte sprechen für die Erhaltung der Anlage als hervorragendes Anschauungsobjekt und als Anziehungspunkt innerhalb des Raumes Stuttgart–Heilbronn. Die Gesamtkosten einschließlich Grunderwerb von etwa 500 000 DM und die Bereitschaft der Stadt Lauffen a. N., die ständige Pflege der Anlage zu übernehmen, sind daher nach meiner Auffassung gerechtfertigt. Das etwa 1 Hektar große Areal wird neben der restaurierten vollständigen römischen Gutsanlage als Freilichtmuseum gestaltet. Die Stadt Lauffen hat in Zusammenarbeit mit allen beteiligten Stellen einen ersten Gesamtplan

Abbruchkandidaten mit Zukunft (3)

Regierungsbezirk Stuttgart

Vom Abbruch bedrohte Kulturdenkmale, die dann doch noch erhalten werden konnten – diesem Thema widmet das Nachrichtenblatt eine Serie, in der bereits Beispiele aus den Regierungsbezirken Freiburg und Karlsruhe erschienen sind. Hier schließt sich nun der Bericht aus Stuttgart an.

Balzholz, Gemeinde Beuren, Kreis Esslingen Ehemaliges Rathaus

Im Gefolge der Gebietsreform haben viele Rathäuser in Baden-Württemberg ihre Funktion verloren. Das vergleichsweise bescheidene ehemalige Rathaus des nach Beuren eingemeindeten Ortes Balzholz entstammt der Zeit um 1860. Es zeigt einen spätbiedermeierlichen Stil und unterscheidet sich baulich nicht wesentlich von den umliegenden Bauernhäusern. Die Gemeinde Beuren sah eine Zeitlang keinen Verwendungszweck mehr für das Haus, welches seit seiner Erbauungszeit noch keine Gesamtrenovierung erfahren hatte. Die Abbruchpläne wurden nicht zuletzt nach Verhandlungen mit den zuständigen Denkmalpflegern wieder aufgegeben. Das auch aus städtebaulichen Gründen aus der Dorfmitte von Balzholz nicht wegzudenkende Gebäude wird nun in kleinen Etappen zum „Mittelpunkthaus“ des Ortes ausgebaut. N. Bongartz

Beutelsbach, Gemeinde Weinstadt, Rems-Murr-Kreis Ehemaliges Pfarrhaus

Das Gebäude entstand vermutlich um 1500. Seine Südwand wurde auf den Fundamenten des nördlichen Teils der alten Befestigungsanlage der ursprünglichen Wehrkirche von Beutelsbach errichtet, wahrscheinlich unter Verwendung des alten Mauerwerks. Während das Erdgeschoß in seiner Substanz zumindest aus der Renaissance stammt, zeigen die Obergeschosse von außen das gut erhaltene Bild vom Beginn des 19. Jahrhunderts.

Für die Ortsstruktur ist das Pfarrhaus von großer Bedeutung, da es die Fläche zwischen Kirche, Stiftsanlage und zwei weiteren Gebäuden in drei Platzräume gliedert. Bis vor einem Jahr bestand die Absicht, das alte Pfarrhaus abzurechen, obwohl sich seine bauliche Substanz noch in gutem Zustand befand. Zum einen hatte die Stadt Weinstadt als Eigentümerin keine Nutzung für das Gebäude. Zum anderen engen Stiftsbereich und Pfarrhaus den Verkehr etwas ein. Durch den Abbruch hätte der Verkehr flüssiger und übersichtlicher gemacht werden können. Nach vielen Modellversuchen und Besprechungen sah man ein, daß mit diesem Bauwerk ein ortsgeschichtliches Dokument verloren gehen würde. Doch wesentlicher noch für die Meinungsänderung bei der Stadt war, daß durch den Abbruch eine große freie Fläche ohne Platzwirkung entstanden wäre.



1 BALZHOLZ. Ehemaliges Rathaus.



2 BEUTELSBACH. Ehemaliges Pfarrhaus.



3 GERLINGEN. *Altes Rathaus.*

Denn ohne architektonischen Akzent, den das auf einer leichten Kuppe stehende Pfarrhaus gibt, wäre die Freifläche optisch auseinandergelaufen. Die Stadt richtet nun in dem Gebäude eine Sozialstation ein. Sie will den Fachwerkteil – ein nur geringfügig gestörtes Sichtfachwerk aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts – freilegen und damit auf die bereits Anfang des 19. Jahrhunderts vorgenommene Veränderung verzichten.

Th. Boedeker

*Gerlingen, Kreis Ludwigsburg
Altes Rathaus*

Das behäbig lagernde Alte Rathaus in Gerlingen aus dem frühen 19. Jahrhundert, 1828 an Stelle eines älteren Rathauses erbaut, bildet die räumliche Begrenzung und den axialen optischen Bezug der sich dort trichterförmig weitenden Hauptstraße. Zur hellen verputzten Wand des Gebäudes steht der St. Urban-Brunnen von 1732 in malerischem Kontrast.

Nach dem Bebauungsplan der Stadt aus dem Jahr 1971 sollte dieser historische Zentralbereich einem Straßendurchbruch geopfert werden, wobei die Absicht, den Brun-

nen auf einer Verkehrsinsel zu erhalten, wie eine Glossierung des Denkmalpflegegedankens anmutete. Da ein modernes Rathaus unweit des alten bestand, war auch dessen Nutzung in Frage gestellt. Das Landesdenkmalamt äußerte jedoch Bedenken gegen den Bebauungsplan. Diese richteten sich nicht allein gegen die Zerstörung eines schlichten Kulturdenkmals, sondern gleichermaßen gegen eine derartige „Verkehrsöffnung“ mit ihren bekannt verheerenden Folgen für ein noch auf die dörfliche Baustruktur bezogenes maßvolles urbanes Leben. Erfreulicherweise konnten die Argumente der Denkmalpflege überzeugen. Die Planung wurde nicht weiter verfolgt. Man ging daran, das Alte Rathaus ohne wesentliche äußere Veränderungen für neue sich anbietende Zwecke umzubauen. Seit 1977 ist es renoviert und enthält einen Altentreff, Räume für die Arbeiterwohlfahrt, das Deutsche Rote Kreuz und zwei Wohnungen. Ein Herzstück Alt-Gerlingens war gerettet. *W. Veit*

Göppingen, Haus Pfarrstraße 33

Das kurz vor der Jahrhundertwende erbaute Mietshaus, welches im Besitz der Stadt Göppingen stand, sollte wegen



4 GÖPPINGEN. *Haus Pfarrstraße 33.*



5 GROSSKUCHEN. Katholisches Pfarrhaus.

zu hoher Instandsetzungskosten, die marktwirtschaftlich nicht zu verantworten seien, abgebrochen werden.

Aufgrund der architektonischen Vereinfachungen an den Fassaden, Gliederungselemente wie Fensterbänke und Gesimse verschwanden nach dem Zweiten Weltkrieg in Zusammenhang mit einem Neuperputz, ist das Haus selbst nicht Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes. Als Eckhaus zur Schillerstraße ist es aber ein wichtiger Brückenkopf zu einem intakten Gründerzeit-Ensemble, welches die um die Jahrhundertwende errichtete Schiller-schule miteinbezieht. Aus solchen städtebaulichen Überlegungen sprach sich die Denkmalpflege gegen einen Abbruch aus. In dieser Zeit der Verzögerung fand sich eine kleine Gruppe finanzkräftiger privater Interessenten, die das Haus inzwischen von der Stadt übernehmen wollen, um die Wiederherstellung in eigener Regie durchzuführen.

N. Bongartz

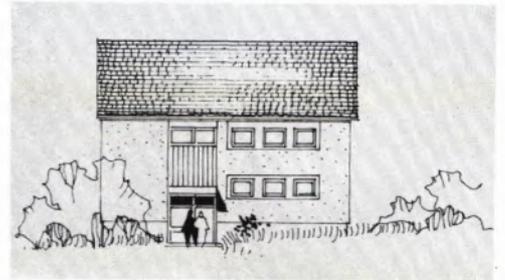
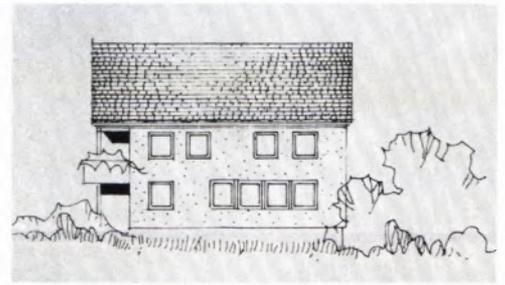
*Großkuchen, Gemeinde Heidenheim,
Kreis Heidenheim a. d. Brenz
Katholisches Pfarrhaus*

Das Pfarrhaus wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts zusammen mit der Pfarrkirche errichtet. Über dem Hauseingang weist das Neresheimer Wappen darauf hin, daß die Pfarrei damals von diesem Kloster betreut wurde. Die Pfarrkirche war als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung schon lange im Landesverzeichnis erfaßt, das Pfarrhaus als Kulturdenkmal im Sinne von § 2 Denkmalschutzgesetz dagegen nicht.

Zwar gehört das Pfarrhaus der katholischen Kirchengemeinde, die Baulast liegt aber – wie bei vielen Pfarrhäusern – beim Land. Im Jahre 1976 bestand die Absicht, die Baulast abzulösen, das barocke Pfarrhaus abzubauen und die Ablössungssumme für einen Neubau mitzuverwenden. Erhebliche bauliche Mängel, wie Feuchtigkeit in den Erdgeschoßmauern, einfach-verglaste Fenster im ganzen Hause und dabei keine Heizungsanlage sondern Einzelöfen, hatten zu den Abbruchüberlegungen beigetragen.

Der Vorentwurf für das neue Pfarrhaus sah ein bescheidenes Siedlungshaus vor. Von seiner Erscheinung her wäre es nie in der Lage gewesen, zu signalisieren, daß es die Amträume und die Wohnung des Pfarrers enthält.

Dem Landesdenkmalamt scheint es gelungen zu sein, die



6 GROSSKUCHEN. Vorentwurf für den Neubau.

Kirchengemeinde von der historischen Qualität des schlichten zweigeschossigen Steinbaues mit seinem großen Walmdach zu überzeugen. Es ist bedeutsam wie dieses Pfarrhaus zur Kirche steht und deren Wirkung noch steigert, es ist aber auch wichtig wie es sich als besonderes Haus von der übrigen dörflichen Bebauung abhebt.

Dieser Tage jedenfalls wurde vom staatlichen Hochbauamt ein Baugesuch für die Sanierung des Barockhauses eingereicht. Vom Abbruch ist nicht mehr die Rede.

R. Hussendörfer

*Hohebach, Gemeinde Dörzbach, Hohenlohekreis
Evangelisches Pfarrhaus*

Das Pfarrhaus wurde um 1860 gleichzeitig mit dem Schiff der nebenstehenden Kirche erbaut. Ein architektonischer Vergleich beider Bauwerke läßt vermuten, daß sie der selbe Architekt geplant hat. Kennzeichnend für das Pfarrgebäude ist die Fassadengliederung. In Umkehrung des üblichen Prinzips bestehen die flächigen Teile aus sichtbarem, rauhem Naturstein und sowohl die rahmenden als auch die

7 HOHEBACH. Evangelisches Pfarrhaus.



risalitartig die Giebelachse fast übermäßig betonenden Architekturelemente sind in Putz ausgeführt. Von der Ortsmitte aus und schon vom weitem, wenn man sich von Dörzbach her dem Ort nähert, wirkt hoch über dem Kocher das Pfarrhaus durch seine Größe und seine Architektur mit der Kirche zusammen als eine Einheit, die sich von ihrer Umgebung abhebt.

Das Pfarrhaus sollte einem Neubau weichen, da die Grundrißaufteilung den Vorstellungen über die Unterbringung des neuen Pfarrers entgegenstand. Aufgrund des Einspruchs des Landesdenkmalamtes wurde die Planung noch einmal überprüft und nun läßt sich das Gebäude durch innere Veränderungen, die weder das Äußere berühren noch die Konstruktion gefährden, auf die Bedürfnisse des neuen Nutzers einrichten.

Th. Boedeker

Ittlingen, Landkreis Heilbronn

Altes Rathaus

Im Jahre 1976 war das Bürgermeisteramt Ittlingen aus dem bisherigen Rathaus, das für die Verwaltung zu klein geworden war, in das alte Schulhaus umgezogen, das seinerseits nach dem Neubau der Hauptschule leerstand. Mit diesem Umzug war für das Schulhaus, das aus dem Jahr 1911 stammt und das selber ein Kulturdenkmal ist, eine angemessene neue Nutzung gefunden. Anders stand es dagegen mit dem Alten Rathaus: Es sollte im Zug des Ausbaues der Ortsdurchfahrt abgebrochen werden. Diese Absicht wurde damit begründet, daß die Hauptstraße in einem verkehrstechnisch ungünstigen Versatz um das Alte Rathaus verläuft. Die Alternative, ein gegenüberliegendes Eckhaus abzubringen, erschien undurchführbar, weil dieses Haus erst vor kurzem den Eigentümer gewechselt hatte; auch aus gemeindepolitischer Sicht sprach zunächst alles für den Abbruch des Alten Rathauses, das keine Verwendung mehr hatte.

Das Landesdenkmalamt wurde erst über den Abbruchantrag zum Verfahren beigezogen. Es stellte die Denkmaleigenschaft des aus dem Jahre 1816 stammenden Rathauses gutachterlich fest und wies darauf hin, daß das Rathaus letzte spätbarocke Gestaltungselemente mit den Formvorstellungen des Klassizismus vereinigt und zwar in der persönlichen Ausprägung durch den großherzoglich badischen Baumeister Friedrich Weinbrenner beziehungsweise der von ihm abhängigen Baumeister. Dazu wurde die städtebauliche Bedeutung des Rathauses noch hervorgehoben, das den nördlichen Abschluß der hier platzartig aufgeweiteten Hauptstraße bildet.

Wenn auch die Bedenken des Landesdenkmalamtes gegen einen Abbruch des Alten Rathauses für das Bürgermeisteramt zunächst überraschend waren, so konnte doch – und das sei hier anerkennend erwähnt – nach wenigen Besprechungen darüber Einigkeit erzielt werden, daß das Alte Rathaus erhalten werden soll. Den Bemühungen des Bürgermeisteramtes ist zweierlei zu verdanken:

Der Ausbau der Hauptstraße wird im Bereich des Rathauses auf der Grundlage der verkehrstechnischen Alternative ausgeführt.

Für das Alte Rathaus wurde ein neuer Eigentümer gefunden.

Inzwischen ist ein Baugesuch eingereicht worden, demzufolge das Alte Rathaus nach einem behutsamen Umbau und einer fachgerechten Außenerneuerung im Erdgeschoß den Verkaufsraum einer Apotheke mit Drogerie und im Obergeschoß eine Wohnung aufnehmen wird. Auf der Rückseite ist ein Wohngebäude geplant, dessen separates Treppenhaus auch das Alte Rathaus erschließt. Die vom Bürgermeisteramt gezeigte Bereitschaft zum Umdenken hat es beispielhaft erleichtert, ein Kulturdenkmal sowohl für sich allein wie für das Ortsbild zu erhalten und ihm eine angemessene neue Verwendung zu geben.

K. H. Koepf



8 ITTLINGEN.
Altes Rathaus.



9 und 10 SCHWÄBISCH GMÜND. Hinterer Schmiedgasse 45. (oben) Für den Abbruch vorgesehen. (unten) Nach der Instandsetzung.



11 STADT STUTTGART, Reinsburgstraße 8.



*Schwäbisch Gmünd, Ostalbkreis
Hinterer Schmiedgasse 45*

Auf das mäzenatische Engagement eines kunstsinnigen Bürgers geht, ähnlich wie beim anschließend gezeigten Haus Reinsburgstraße 8 in Stuttgart, die Rettung des Hauses Hinterer Schmiedgasse 45 in Schwäbisch Gmünd zurück, welches wir in Heft 3/1975 noch in der Rubrik „Brandfälle“ vorgestellt haben. Das zu einem Drittel abgebrannte Haus, welches verloren schien, wurde, nachdem es zwei Winter ohne Dach gestanden hatte, inzwischen mit einem derartigen Aufwand saniert, daß zwar die Grenzen zwischen Wiederherstellung und Neuzutat zum Teil etwas unklar gerieten, doch tut dies der Leistung grundsätzlich keinen Abbruch.

Das im Kern gotische Haus entstand als einziges seines Straßenzuges noch vor dem 30jährigen Krieg, in einer Zeit, als die Schmiedezunft sich hier noch beiderseits eines Armes der Rems angesiedelt hatte und die heutige „Schmiedgasse“ dementsprechend noch wesentlich breiter war.

N. Bongartz

*Stadt Stuttgart
Haus Reinsburgstraße 8*

Das kurz nach Baugesuch 1864 von E. Hauelsen errichtete Haus mit der ungewöhnlich reichen Steinfassade ist eine Besonderheit unter den bürgerlichen Häusern des späteren 19. Jahrhunderts in Stuttgart, da es etwa 10 Jahre vor Inkrafttreten der Ortsbausatzung entstand, derzufolge die Häuser mit steinernen Umfassungswänden errichtet werden mußten. Verputzte Fachwerkbauten waren noch dominierend.

Die Besonderheit erklärt sich mit dem Beruf des Bauherrn, der Werkmeister war, das heißt halb Architekt, halb Steinmetz, und der sich mit seinem Haus, in dem er die Beletage bezog, ein steinernes Aushängeschild geschaffen hat.

Kurz bevor das Haus als Kulturdenkmal listenmäßig erfasst wurde, war seine Parzelle aufgrund eines neuen Bebauungsplans für ein zehnstöckiges Hochhaus beansprucht worden. Es stellte sich zwar bald heraus, daß der Konkurs der Stuttgarter Druckerei, die mit diesem Großobjekt saniert werden sollte, trotzdem nicht zu vermeiden war.

Als das Hochhausprojekt längere Zeit auf sich warten ließ und das leerstehende Kulturdenkmal, welches laut Verfügung des Regierungspräsidiums nicht vorzeitig abgebrochen werden durfte, nach und nach im Inneren verwüstet worden war, sprang dessen Eigentümer, von seinem Vorvertrag mit den Hochhaus-Planern ab, als er das Kaufangebot eines Stuttgarter Maklers erhielt, der den Altbau wieder für sich selbst instandsetzen wollte.

Der in seinem Inneren kaum mehr wiederherstellbare Bau war im Grunde längst aufgegeben. Er entging aber dem üblichen spekulationsbedingten Abbruch letztlich dadurch, daß der neue Bauherr in der Qualität des Gebäudes einen ähnlichen Aushängeschild-Charakter für seinen Beruf sah, wie der erste Bauherr. Das mit enormem Aufwand instandgesetzte Haus ist das prominenteste Beispiel in Stuttgart für eine neue Wertschätzung der Architektur-epoche vor dem ersten Weltkrieg.

Eine Schwalbe macht bekanntlich keinen Sommer; sie hat sich aber bereits als Vorbote weiterer „Schwalben“ erwiesen, auch wenn diese Fälle nicht annähernd so spektakulär abgelaufen sind wie der von Haus Reinsburgstraße 8.

N. Bongartz

*Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Abt. Bau- und Kunstdenkmalpflege
Eugenstraße 3
7000 Stuttgart 1*

Norbert Bongartz: Die Südkirche in Esslingen Rekonstruktion der ursprünglichen Farbigkeit im Kircheninneren

Wie zuvor schon im Falle der Markuskirche in Stuttgart (vgl. den Kurzbericht im Nachrichtenblatt 4/1977) wurde auch im Falle der Südkirche in Esslingen der Entschluß gefaßt, die originale Farbigkeit des Kircheninneren zu rekonstruieren. Die Entscheidung wäre kaum mitteilenswert, handelte es sich bei der Südkirche nicht um einen der bedeutendsten Vertreter der Stilphase des Expressionismus, derjenigen Architekturepoche, die zeitparallel zur sachlichkeitsbetonten Bauhauszeit mit einer (noch) stark handwerklich geprägten Architektur zu hoher Ausdruckskraft gelangte. Die im Nachrichtenblatt 3/1977 vorgestellte Kirche in Baienfurt zählt mit zu dieser Stilrichtung.

Die Südkirche entstand 1925/26 nach Plänen Martin Elsässers als ein bewußt programmatischer Kirchenbau dieser Zeit. Ihr Inneres wird von Backstein-Sichtmauerwerk, einer Holzbalkendecke und den verputzten Gewölben der Seitenräume bestimmt.

Ein geplanter Neu-Anstrich der Putzflächen regte an, sich mit der ursprünglichen Raumfassung zu beschäftigen. So bedurfte es nur eines verhältnismäßig geringen Anstoßes, um die Rekonstruktion einer denk- und merkwürdigen Innenfarbigkeit in die Tat umzusetzen. In Esslingen war man mit dem Thema einer Farbrekonstruktion auch deshalb bereits vertraut, weil die Pfarrer der Markuskirche und der Südkirche Brüder sind. . .

Der Farbbefund war durch ein ziemlich starkes Abwaschen der Originalfarben die vergleichsweise schwächste Grundlage. Hinzu kamen einige wertvolle alte Farbfotos und die präzise Erinnerung des Denkmalpflegekollegen im Ruhestand, Dr. Supper aus Esslingen, der den Bau der Südkirche als Architekturstudent mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt hatte.

Alle drei Rekonstruktionshilfen haben eine vielflächige, in fünf bis sieben verschiedenen Tönen zwischen Grün, Grau und Lehmfarben abgestufte, völlig untektionische Farbfassung wiederentstehen lassen, die wohl weithin ohne Vergleich sein dürfte. So knicken die Farbflächen zum Beispiel über die Grate der Gewölbe hinweg wie eine übereck geklebte Tapete.

Martin Elsässer nahm die Farbgebung der Südkirche selbst vor. Wie sich an einer Stelle auch bestätigte, ließ er verschiedene Musterfelder anlegen bis er zur endgültigen Form fand. Offenbar suchte er im Schiff mit den ausgewählten kühlen Farben einen spannungsvollen Kontrast zum warmgetönten Backstein der Schiffswände. Die warmen Farbtöne auf den Putzflächen der Feierekirche hinter dem Altar tragen zu einer Steigerung der Raumfolge bei.

Das Ergebnis läßt in seinem Farbenspiel zwar noch Anklänge an expressionistische Farbgebungen erkennen, trägt aber konstruktivistische ruhigere Züge. Die Einzigartigkeit auch im Vergleich zur zeitgenössischen Malerei ist vielleicht zurückzuführen auf Einflüsse einer Stuttgarter Künstler-

gruppe, die 1919/20 unter dem Namen „Üecht“-Gruppe bekannt wurde, und der neben den Malern Willi Baumeister und Oskar Schlemmer auch die Architekten Richard Döcker, Richard Herre und Gustav Schleicher angehörten. Die Mitglieder dieser Gruppe verfolgten keinen einheitlichen Stil. Ihre gemeinsame Grundtendenz, die anscheinend auf Elsässer „abgefärbt“ hat, läßt sich in einem Satz Richard Herres erkennen, welcher auch als Motto der Südkirchen-Farbigkeit dienen könnte: „Aus bekennerrischem Expressionismus macht seelische Verhaltenheit einen klassischen Kompressionismus, der Spannungen nicht explodieren läßt, sondern sensibel harmonisiert.“

Wenn in einem bald folgenden zweiten Bauabschnitt die Deckenpaneele wieder ihre Schablonenbemalung mit kleinteiligen grünen, blauen und schwarzen Quadraten auf weißem Grund erhalten werden, wird ein Gesamtkunstwerk der zwanziger Jahre wieder hergestellt sein, das nicht nur für den Architekturgeschichtler ein Erlebnis sein dürfte.

*Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Eugenstraße 3
7000 Stuttgart 1*

DIE FEIERKIRCHE hinter dem Altar im neuen Zustand.



Personalia

Baden-württembergische Denkmalpfleger



Karlfriedrich Ohr

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Außenstelle Karlsruhe

Jahrgang 1937 und Sohn eines Postbeamten ging Karlfriedrich Ohr in Neustadt an der Weinsteige zur Schule. Nach dem Abitur am Humanistischen Gymnasium nahm er im Wintersemester 1957/58 das Studium der Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe auf, das er im Wintersemester 1963/64 als Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes mit dem Diplom beendete.

Schon seit 1959 Hilfsassistent am Institut für Baugeschichte, wurde er nach dem Studium wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Baugeschichte der TH Karlsruhe unter Prof. Dr.-Ing. Arnold Tschira. Ab 1960 nahm er regelmäßig an den archäologischen Untersuchungen des Instituts in Rom und Pompeji teil und erhielt 1966 eine eigene Forschungsaufgabe in Pompeji. Von 1971 bis 1973 war Karlfriedrich Ohr Angestellter des Deut-

schen Archäologischen Instituts. Nach dem Tod seines Lehrers wurde er zum Mitglied der Pompeji-Kommission bei der Zentraldirektion des Deutschen Archäologischen Instituts gewählt und promovierte mit einer Dissertation über „Die Basilika in Pompeji“ an der Technischen Hochschule Darmstadt. Unter Aufgabe eines Habilitandenstipendiums zog er sich 1973 aus der Forschung zurück und wurde technischer Berater in einer großen Marmorfirma in Athen. 1974 erhielt er den Tatjana-Warscher-Gedächtnis-Preis für Pompeji-Forschung von der American Academy in Rome.

Seit dem Spätjahr 1977 ist Karlfriedrich Ohr bei der Außenstelle Karlsruhe in der Denkmalpflege tätig, zunächst in der Inventarisierung, seit dem Frühjahr 1978 in der Bau- und Kunstdenkmalpflege.



Felicitas Buch

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Zentralstelle Stuttgart

Felicitas Buch wurde 1946 in Kronberg im Taunus geboren. Sie verbrachte ihre Schulzeit in Frankfurt am Main und Darmstadt. Von 1965 bis 1971 studierte sie Architektur an der Technischen Hochschule Darmstadt. Ein zweijähriges Aufbaustudium für Denkmalpflege an der Universität Rom schloß sich an. Im Rahmen dieses Studiums nahm sie an einem Spezialisierungskurs am International Centre for the Preservation and the Restoration of Cultural Property als Stipendiatin der italienischen Regierung teil. Neben ihrem Studium nutzte Felicitas Buch die Gelegenheit, Kenntnisse in der Praxis zu erwerben. Sie arbeitete an den Entwürfen zum Umbau des Altes Rathauses in Darmstadt mit und war zeitweilig als wissenschaftliche Hilfskraft am Deutschen Archäologischen Institut in Rom beschäftigt. Gemeinsam mit Kollegen erhielt sie 1972 einen Auftrag der Stadt Wertheim am Main zur Vorbereitung städtebaulicher Sanierungsmaßnahmen in der Altstadt.

1973 ging sie als wissenschaftliche Assistentin an das Fachgebiet Denkmalpflege im Institut für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin. Schwerpunkte ihrer Forschungstätigkeit bildeten Altstadtsanierungen vor dem zweiten Weltkrieg und die preußische Denkmalpflege im 19. Jahrhundert. Probleme der Altstadtsanierung waren wesentlicher Bestandteil ihrer Lehrtätigkeit.

Seit dem 1. April 1978 ist Felicitas Buch im Landesdenkmalamt für allgemeine Fragen der Stadtsanierung, Dorfentwicklung und Bauleitplanung, der Regionalplanung und einschlägiger Fachplanungen zuständig, soweit denkmalpflegerische Belange berührt sind. Ihre Arbeit soll dazu beitragen, dieses Anliegen bei der Erhaltung historisch gewachsener Siedlungsstrukturen zu verdeutlichen und zu präzisieren.

Mitteilungen

Limeswanderpfad in Mudau eröffnet

Am 1. September 1978 eröffnete Regierungspräsident Dr. Trudpert Müller den Limeswanderpfad von Mudau (Neckar-Odenwald-Kreis), der auf dem Gebiet der Ortsteile Schloßau und Mörschenhardt liegt. Er wurde in Zusammenarbeit zwischen der Gemeinde Mudau und dem Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, angelegt. Finanzielle und sachliche Unterstützung gaben der Neckar-Odenwald-Kreis, der Naturpark Bergstraße-Odenwald und das Badische Landesmuseum Karlsruhe.

Der Pfad ist 2,5 km lang und führt durch ein landschaftlich reizvolles Gebiet entlang an fünf Ruinen römischer Wachtposten und an zwei Plätzen ehemaliger römischer Kleinkastelle. An allen diesen Punkten sind ausführliche Erläuterungstafeln errichtet worden. Dazu kommen an drei Stellen Abgüsse römischer Inschriften oder figürlicher Darstellungen.

Der Pfad wird nach den ersten Beobachtungen von der Bevölkerung sehr gerne besucht. Auch Schulklassen aus weitab liegenden Orten – teilweise außerhalb des Landes Baden-Württemberg – haben bisher schon die Möglichkeit wahrgenommen, sich während einer Wanderung über die römische Geschichte des Odenwaldes zu informieren. Ein Falblatt – „Kultur-

denkmale in Baden-Württemberg, Kleine Führer, Blatt 44“ – des Landesdenkmalamtes zum Limespfad ist bei der Gemeindeverwaltung Mudau oder bei den Außenstellen des Amtes in Karlsruhe und Tübingen, Abteilung Bodendenkmalpflege, zu erhalten.

Rolf-Heiner Behrends

Neue Publikationen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

In der Reihe „Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg“ sind zwei neue Bände erschienen:

Band 5, „Der Altar des 18. Jahrhunderts. Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe“. Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1978. 292 Seiten, 220 Abbildungen, 3 Farbtafeln.

Band 6, „Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege.“ Verlag Ernst Wasmuth Tübingen 1978. 236 Seiten, 37 Abbildungen.

Band 5, Der Altar des 18. Jahrhunderts. Der Band umfaßt Aufsätze von Josef Anselm Graf Adelman, Agnes Ballestrem, Fritz Buchenrieder, Oskar Emmenegger, Manfred Koller und Richard Zürcher. Der Schwerpunkt liegt in der Auseinandersetzung mit dem Barockaltar als denkmalpflegerische Aufgabe und in den vielfältigen Problemen, die seine Restaurierung bietet. Im Vorwort erläutert G. S. Graf Adelman von Adelmansfelden, ehemaliger Präsident des Landesdenkmalamtes, Notwendigkeit und Bedeutung dieser nicht nur für einen kleinen Kreis von Fachleuten interessanten Publikation:

„Der Titel dieser Publikation war Thema einer Veranstaltung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg gemeinsam mit dem Institut für Technologie der Malerei und dem Institut für Museums-

kunde, beide an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Stuttgart, im Januar 1975 als 10. Stuttgarter Tagung für Restauratoren und Denkmalpfleger.

Seit dem Jahre 1965 haben Prof. Rolf Straub und der Unterzeichnete in diesen Tagungen versucht, Restauratoren, Architekten und Denkmalpfleger gemeinsam an die in steigendem Maße größer werdenden technischen Probleme in der Denkmalpflege und an die neuesten Erkenntnisse der Naturwissenschaften heranzuführen. Hervorragende Kenner des In- und Auslandes konnten für die einzelnen Referate gewonnen werden. Aber auch aus dem großen Kreise der regelmäßigen Teilnehmer wurden anregende Erfahrungen zur Kenntnis gebracht.

Die Tagung 1975 über den Barockaltar war bei sehr großer Beteiligung durch das hohe Niveau und die lebhaften Diskussionen ein so voller Erfolg, daß das Landesdenkmalamt sich entschloß, die Referate geschlossen zu publizieren, wobei neben der technischen Seite auch die geistige, religiöse und gestalterische Situation des Barockaltars miteinbezogen wurde.

Süddeutschland besitzt in seinen Kirchen eine besonders reiche Ausstattung an Barockaltären, die, obwohl wichtiger Teil der architektonischen Raumgestaltung durch Wandlungen in der Liturgie gefährdet sind. Der barocke Organismus der Kirchen ist auf eine Gesamtkonzeption der Kunstwerke ausgerichtet. Die Einzelobjekte der Ausstattung müssen im Zusammenhang gesehen werden, auch in der Vielfalt der Materialien, die verwendet wurden, im Aufbau Stein, Holz oder Stuckmarmor, nicht zu vergessen die oft hochrangigen Altarblätter und Bildwerke. Technisch können hier große Probleme entstehen.

Die Aufsätze in ihrer Verschiedenartigkeit zeigen nur einen Teil der Aufgaben, vor die der Denkmalpfleger und der Restaurator gestellt wird. Sie deutlich zu machen, Wege aufzuzeigen und das allgemeine Bewußtsein für die Besonderheit und Wertigkeit barocker Altäre zu stärken, ist Sinn dieses Buches.“

Band 6, Historische Gärten und Anlagen.

Zu diesem Thema fand 1975 in Schwetzingen ein Internationales Symposium statt. Sechzehn der dort vorgetragenen Referate werden nun in einer preiswerten Studienausgabe vorgestellt, die einem breiteren Bedürfnis nach Information über Art, Ansprüche und Bedeutung historischer Gartenanlagen in unserem baulich gestalteten Umfeld nachkommen. Internationale Fachleute durchleuchten an Beispielen aus England, Deutschland, Österreich und den Vereinigten Staaten denkmalpflegerische Arbeit und Probleme bei den unterschiedlichen Arten von Anlagen: fürstliche und bürgerliche Gärten, Alleen, Wall- und Kuranlagen ebenso wie im vorigen Jahrhundert zur Erholung der Bevölkerung angelegte Grünanlagen. Neben einführenden Themen zur allgemeinen Situation werden Gefährdung, Erhal-



RUINE DES RÖMISCHEN WACHTTURMES „Kahler Buckel“, links Abguß einer Bauinschrift, im Hintergrund die Erläuterungstafel.

tung und Wiederherstellung, städtebauliche Einbindung und öffentliche Nutzung eingehend behandelt. Wie die Diskussion auf der Tagung zeigte, bestehen noch viele Fragen, die eine weitere intensive Beschäftigung mit diesem Gebiet fordern (vgl. Nachrichtenblatt 3/78). Ziel des Buches ist es, einen Überblick über die Materie zu geben und Beispiele zu nennen, die zum Nachdenken anregen.

Die Reihe der Kunstdenkmal-Inventare, deren Bände bisher für Württemberg, Baden und Hohenzollern getrennt erschienen wurde mit einem neuen Inventar zur einheitlichen Reihe für das ganze Bundesland zusammengeführt:

„Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg. Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm.“

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann. XVI, 816 Seiten, 707 Abbildungen, 8 Farbtafeln, 3 Karten, 3 Tabellen, 6 Register. Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1978.

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm

Wenn heute ein Band der Kunstdenkmäler eines deutschen Bundeslandes anzuzeigen ist, bedeutet das meist ein Dezenniums-Ereignis. Seitdem 1962 für den Landesteil Württemberg (ehem. Oberamt Künzelsau, bearbeitet von Georg Himmelheber) und 1967 für Baden (Landkreis Mannheim, bearbeitet von Hans Huth) die letzten Inventare erschienen, sind für das ehemalige Oberamt Ulm ohne die Stadt Ulm 18 Jahre Bearbeitungs- und Drucklegungszeit vergangen. Kunstdenkmäler-Inventare der sogenannten klassischen Form bedürfen eines langen Atems, der Geduld und entsagungsvoller Arbeit. Beim ersten flüchtigen Durchblättern des

über 800 Seiten starken Bandes ist man betroffen von der Fülle an Denkmal-Objekten, die sich auf verhältnismäßig kleinem Raum, in unendlichem Formen- und Gattungsreichtum darbieten. Die Dokumentation in Fotos und Plänen sowie im beschreibenden, analysierenden und kombinierenden Text macht den Hauptteil des Bandes in alphabetischer Ortsfolge aus. Besonders hilfreich dürfte sein, daß mit Abbildungen nicht gespart wurde. Einige Bauten können in der Gegenüberstellung von alter und neuerer Fotografie eindrucksvoll ihre eigene Geschichte der Denkmalveränderung mitteilen. Auch der Text berücksichtigt – auffallend gegenüber älteren Inventaren – so oft wie möglich Vor- und Zwischenzustände von Denkmälern, wie sie sich als Ergebnis von Restaurierungen, Freilegungen, Umbauten zeigen. Einem aktuellen Bedürfnis der Bau- und Kunstdenkmalpflege, die sich sonst nur auf Registratur- und verborgenes Restauratorenmaterial stützen muß, wird hier Rechnung getragen. Der Aufgabe des Memorierens inzwischen zerstörter Architektur wird emotionsfrei nachgekommen. Es stellt sich die Frage, ob bei früherem Erscheinen noch einige Abbrüche oder Kirchenraumveränderungen hätten verhindert oder gemildert werden können. Der größte und sicher auf lange Zeit nicht ausschöpfbare Gewinn dieses Inventarbandes ist die Bereitstellung von bau- und kunstgeschichtlichen Daten, Namen, Fakten, die für das ehemalige Oberamt Ulm und weit über den bearbeiteten Raum hinausgehend erstmals ein weites Spektrum des Bau- und Kunstschaffens darstellen. Es wird nicht nur die Stadt Ulm als Zentrum der Kunstproduktion durch viele Jahrhunderte belegt, sondern es werden auch die Einflüsse der Nachbarbereiche Augsburg, Lauingen und Dillingen klargestellt. In den einleitenden Baugeschichten wird der jeweilige Bauablauf nachvollzo-

gen durch Ausschöpfen aller erreichbaren Archivalien und Quellen, durch Baubeobachtung und-forschung, soweit es die jeweiligen Umstände erlaubten. Architektur und Ausstattung sind in wünschenswerter Ausführlichkeit beschrieben, kleinste Details, die für weiterführende Spezialforschung wichtig sind, werden ebenso genannt wie längst abgegangene und bereits aus dem Bewußtsein des einheimischen Kunstbegeisterten gewichene Bauten und Gegenstände.

Mit dem Kunstdenkmälerband ehemaliges Oberamt Ulm wird sach- und gegenstandsbezogene Landesgeschichte geschrieben. Sein Erscheinen sollte Anlaß geben zum wiederholten Nachdenken über Denkmal-Dokumentation und Denkmal-Vermittlung. Im Zeichen der knappen Listen und dringlichen Verzeichnisse könnte das allenthalben zu verspürende Vermissen von Denkmal-Topographien aufmerksam machen auf Notwendigkeit und Verpflichtung des Landes zur gründlichen Bestandsaufnahme seiner Kulturdenkmale. Kulturdenkmale bleiben als unbefragte Objekte stumm. Sie zum Sprechen zu bringen bevor sie untergehen, vergessen werden oder verkannt bleiben, gilt als wichtigste Aufgabe der Länderinventarisierung auf Jahre und Jahrzehnte hinaus. Grundlage aller Denkmalpflege ist Denkmalkennntnis, die durch das Inventar auf optimale Weise vermittelt wird. Erst dann kann das Denkmalschutzgesetz vollzogen und die Arbeit der Denkmalpflege auf einer soliden Grundlage geleistet werden. Es bleibt zu hoffen, daß diesem ersten gesamt-baden-württembergischen Inventarband bald weitere „Kunstdenkmäler“ folgen, zunächst die bereits im Manuskript vorliegenden. Spätestens nach Abschluß der Kulturdenkmale-Listen und des geplanten Ortskern-Atlas ist der Weiterführung dieses Unternehmens entschieden Rechnung zu tragen.

Tagungshinweis:

„Historische Putze“ lautet das Thema einer Tagung, die am 18. und 19. Juni 1979 in Stuttgart stattfinden wird. Veranstalter sind das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, das Institut für Technologie der Malerei an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Stuttgart und das Kunstwissenschaftliche Institut Zürich. Die Fachtagung spricht besonders Architekten, Restauratoren, die staatlichen Hochbauämter, die kirchlichen Bauämter und das Handwerk an. Einladungen werden gesondert versandt.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotografien stellten zur Verfügung:

Johannes Cramer, TU Darmstadt 13, 14, 15, 16, 17, 18;
J. Feist, Pliezhausen 1, 3, 4, 5, 6, 7;
Aus: J. Koch und F. Seitz, Das Heidelberger Schloß, Darmstadt 1891, Tafel 50, 8; Textband Fig. 25, 10;
Luftbild Albrecht Brugger, Stuttgart, (Freigegeben vom Regierungspräsidium Stuttgart Nr. 2/46972) 27;
Stadtmessungsamt Schwäbisch Gmünd 40 Abb. 10;
Staatliches Hochbauamt Mannheim, Außenstelle Heidelberg 11;
LDA-Karlsruhe 20, 21, 22, 23, 43;
LDA-Stuttgart 26, 29, 30, 31, 32, 33, 36, 37, 38, 39, 40; 41, Titelbild
(Fotos: R. Hajdu).

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

Nach: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1906/1907 (1909), Tafel 1 (Autor K. Schumacher) 24;
Nach: Der obergermanisch-raetische Limes des Römerreiches, Abteilung B, Band 5, 2 Nr. 61b, Tafel 2, (1897) 25;
Staatliches Hochbauamt Mannheim, Außenstelle Heidelberg (J. Göricke) 9;
Stadt Lauffen a.N., Stadtbauamt 34–35;
Universitätsbauamt Tübingen, Plansammlung 1, 2, 3, 4, 5, 7;
LDA-Stuttgart (Zeichnung Chr. Matz) 28.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag	Band 6 <i>Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege</i> Verlag Ernst Wasmuth Tübingen 1978	Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Verlag Müller & Gräff	<i>in Nordwürttemberg</i> Stuttgart 1972	Band 6 Dieter Planck <i>Arae Flaviae I</i> <i>Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil</i> Stuttgart 1975
Band 1 Peter Breitling Hans Detlev Kammeier Gerhard Loch <i>Tübingen</i> <i>Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns</i> München/Berlin 1971	Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg <i>Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm</i> Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1978	Band 1 Günter P. Fehring <i>Unterregenbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche</i> Stuttgart 1972	Band 2 Eduard M. Neuffer <i>Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)</i> Stuttgart 1972	Band 7 Hermann Friedrich Müller <i>Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)</i> Stuttgart 1976
Band 2 Reinhard Lieske <i>Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg</i> München/Berlin 1973	Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Verlag Müller & Gräff	Band 2 Antonin Hejna <i>Das „Schlößle“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts</i> Stuttgart 1974	Band 3 Robert Koch <i>Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach</i>	Band 8 Jens Lünig Hartwig Zürn <i>Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg</i> Stuttgart 1977
Band 3 <i>Stadtkern Rottweil</i> <i>Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt</i> München/Berlin 1973	Band 1 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973</i> Stuttgart 1973	Band 3 Barbara Scholkmann <i>Sindelfingen / Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters</i> Stuttgart 1978	Band 4 Teil 1: Gustav Riek <i>Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)</i> Stuttgart 1973	Band 9 Klemens Scheck <i>Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960</i> Stuttgart 1977
Band 4 Heinz Althöfer Rolf E. Straub Ernst Willemsen <i>Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke</i> München/Berlin 1974	Band 2 Herbert und Elke Schwedt <i>Malerei auf Narrenkleidern Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland</i> Stuttgart 1975	Band 4 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1977	Teil 2: Alix Irene Beyer <i>Die Tierknochenfunde</i> Stuttgart 1972	
Band 5 <i>Der Altar des 18. Jahrhunderts</i> <i>Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe</i> München/Berlin 1978	Band 3 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977</i> Stuttgart 1977	Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Verlag Müller & Gräff	Band 4 Teil 2: Joachim Boessneck Angela von den Driesch <i>Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle</i> Stuttgart 1973	Fundberichte aus Baden-Württemberg Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1974 Stuttgart 1975 Stuttgart 1977
		Band 1 Rolf Dehn <i>Die Urnenfelderkultur</i>	Band 5 Hans Klumbach <i>Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)</i> Stuttgart 1973	

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmälern hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen.

Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der von den Grenzen der Regierungspräsidien unrrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Zentralstelle Stuttgart

Amtsleitung und Verwaltung

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Eugenstraße 3
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2 12/52 73

Archäologie des Mittelalters

Teckstraße 56
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 28 01 01/App. 64

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93/29 80

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Dienststellenleitung und
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Colombistraße 4
7800 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Adelhauserstraße 33
7800 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Dienststellenleitung
und sämtliche Abteilungen

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Dienststellenleitung und
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1-Bebenhausen
Telefon (07 071) 6 20 11 und 6 20 12

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Schloß/Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (07 071) 2 29 90